VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

2 Giblinge (= 2 Euro) # 0140



LEBT DEIN LEBEN?

BLOODPROOF OF LIFE

LEBEN ▢ JA ▢ NEIN

SEND YR LIFEBLOOD!

dezember 2023

versorgerin Nr. / 140 / dezember 2023 / österreichische Post AG / MZ 15Z040481 M, VORTEILSTARIF, Stadtwerkstatt, Kirchengasse 4, 4040 Linz

editorial

»BEETHOVEN Is that gunfire down there?
[...]
MENDELSSOHN Yes, and worse. There seems to be a war on [...] The chief aim seems to be the liquidation of the Jewish people.«
(Anthony Burgess, Mozart & the Wolf Gang, 1991)

»Ohne Begriff von dem, was in Deutschland geschehen ist, bleibt das Reden über den Antisemitismus in Siam oder in Afrika bedeutungslos.«
(Max Horkheimer, Die Juden und Europa, 1939)

2015 starteten mehrere afrikanische Staaten eine Militäroffensive gegen die Terrororganisation Boko Haram, die im Norden Nigerias, aber auch im Niger, in Kamerun und Tschad zehntausende Menschen ermordet oder entführt hat und ganze Städte und Dörfer in Geiselhaft hielt. Nur völlig Wahnsinnige würden nicht auf die Zerschlagung der Mörderbande hoffen, um diejenigen, die unter ihr leiden, von ihr zu befreien – sondern stattdessen gegen die Staaten demonstrieren, die gegen den Terror vorgehen. Bei Israel aber geht das scheinbar – darum die Frage an diejenigen, die da jetzt zu (hundert)tausenden durch die Straßen Londons, Berlins und Wiens ziehen und nicht gegen die Hamas, sondern Israel protestieren: Spinnt ihr komplett?

Man muss den Irrsinn, der da grad passiert, den ganzen hochkochenden antisemitischen Hass als solchen zu benennen. Mehrere Artikel dieser Ausgabe handeln davon, weil auch jene die Ereignisse in sich aufnehmen mussten, deren Thema davon im Kern berührt wird: Für *Malte Gerken* stellte sich Matti Friedmans Buch »Who by Fire: Leonard Cohen in the Sinai«, das er ins Deutsche übersetzt hat und für uns vorstellt, im Lichte der Anschläge vom 7.10. anders dar und auch der Beitrag von *Anselm Meyer*, der vom Verhältnis zwischen dem Völkermord an den Armenier:innen und der Shoah handelt, stellt einen Bezug zur jüngsten »genozidalen Botschaft« an alle Jüdinnen und Juden weltweit her. Da antisemitische Pogrome wieder eine reale Gefahr darstellen, nimmt auch die Erinnerung an jene vom November 1938 neue, schreckliche Aktualität an – warum es in Wels zwei Gedenkveranstaltungen gibt, aber einer davon mit Argwohn zu begegnen ist, analysiert *Marina Wetzlmaier*. Eine andere Gruppe von Menschen, die von vielen gerne (zum sprichwörtlichen oder gar realen) »Abschuss« freigegeben wird, sind Obdachlose. *Paul Schuberth* stellt die Serie von Mord(versuch)en vergangenen Sommer in Wien in den Kontext globaler Politik gegen Menschen ohne Wohnsitz.

Angesichts der Zustände beneidet man fast die Biber an der Donau – die grandiosen Baumeister in ihren kleinteiligen Oasen, über die das *Beaver Lab* so kenntnisreich schreibt – um den Luxus, keine Ahnung zu haben, was in der Welt der Menschen passiert. In dieser denkt man größer, planetarisch gar – und bleibt dennoch *inside the box*: Warum die Kombination »weiter-wie-bisher« plus Geoengineering keine praktikable zur Bewohnbarhaltung des Planeten ist, erläutert *Svenna Triebler*. Da nicht nur Zukunft, sondern auch Vergangenheit mit Visionen geplagt wird und das »exotische Andere« gerne verklärt wird, stutzt *Richard Schuberth* in Teil drei seiner Serie dem »Kolonialismus der Bewunderung« die Wachsflügel zurecht. Was das Vokalalphabet mit Seefahrt zu tun hat, ergründet *Marc Peschke* im Interview mit Klaus Theweleit über dessen neues Buch »a-e-i-o-u« und *Chris Weinhold* rezensiert Matthew Beaumonts »The Walker«, das anhand literarischer Texte Erfahrungen von Fußgänger:innen in den Städten der Moderne behandelt.

Weniger dem Flanieren, als einer Abstimmung mit den Füßen sind die jüngsten Erfolge von US-Gewerkschaften zu verdanken, zu denen *Stefan Dietl* einen Überblick gibt und während gegenwärtige Arbeitskämpfe kaum auf die Überwindung des Kapitalismus abzielen, stehen sie doch in Tradition dessen, was Georg Lukács bei Abfassung seines einflussreichen Buches »Geschichte und Klassenbewußtsein« 1923 vor Augen hatte. *Stephan Grigat* würdigt es als letzten ernstzunehmenden Versuch, positive und negative Dialektik des Kapitalverhältnisses zusammen zu fassen. Großen Einfluss hatte das Werk auch auf die Kritische Theorie – an deren vergessene Auseinandersetzung mit den Naturwissenschaften erinnert *Magnus Klaue*.

Zum Cover: Das zu dieser Ausgabe verweist auf den extrem erfolgreichen »Bloodproof of Life« während STWST48x9 diesen September – dazu gibt es auch eine kleine Revue im Heft, sowie programmatische Verweise zu den STWST-Vorhaben 2024.

Leider wieder gut geworden – kann auf keinen Fall weg.
die Redaktion

Journalistischer Katechismus



Der Journalistische Katechismus ist eine Handreiche für all jene, die dauernd irgendwas mit Medien machen und darum keine Zeit haben, Machiavellis *Il Principe* zu lesen. Deshalb erscheint er auch häppchenweise in Serie.

Viertes Hauptstück: Von den journalistischen Tugenden

Was ist journalistische Tugend?
Eine Seelenverfassung, deren Willen zum Guten, Wahren und Schönen hinneiget, dann aber rechtzeitig abbiegt.

Wie vielerlei Tugenden gibt es?
Zweierlei: Zum einen gibt es die verlegerischen Tugenden, welche da sind *Glaube* (an die Kraft der Auflage), *Hoffnung* (auf die Steigerung der Auflage) und *Liebe* (zur Höhe der Auflage) und die journalistischen, von denen vier Grund- (oder Kardinal-) Tugenden genannt werden, weil sie die vornehmen sind und großen Einfluss auf alle übrigen Tugenden äußern. Diese sind: *Spürsinn* (für das Vorhandensein einer Story), *Hartnäckigkeit* (für das Verfolgen einer Story), *Gleichmaß* (in der Komposition einer Story) und *Prägnanz* (in der Präsentation der Story) .

Auf welche von diesen Tugenden muss ein journalistischer Mensch ganz besonderen Fleiß verwenden?
Das Allerheiligste ist das *Gleichmaß*, welches verhindert, als parteiisch wahrgenommen zu werden. Desobwegen sollten keine Begriffe verwendet werden, die – obwohl zutreffend – »umstritten« sind (und zwar meist vonseiten derer, auf die sie angewendet werden). Deshalb lieber das Rückgrat abgeben, als die Unabhängigkeit in den Augen derer zu verlieren, die sie einem ohnehin absprechen. Wenn schon weggeschwemmt, dann gleich auch weichgespült!

Wie aber ist das heilige Gleichmaß des *Einerseits-Andererseits* am besten umzusetzen?
Ein oberer Grundsatz ist, dass es zunächst darum geht, nicht gleich durch die Wortwahl den Schleier der Unparteilichkeit zu zerreißen. Terrorismus und Faschismus bloß nicht vorschnell als solche bezeichnen! Wie aber von Humanitätsverbrechen sprechen, ohne Neutralitätsversprechen brechen?

Es gilt, die μεσότης zu wahren – die Lebenslüge der bürgerlichen Gesellschaft von der Mitte aufrechtzuerhalten. Dazu genügt völlig, sich bekenntnishaft dort zu verorten, denn niemand fragt nach dem archimedischen Punkt, von dem aus diese »Mitte« geeicht wird. Dieser *sweet spot* sind natürlich die herrschenden gesellschaftlichen Normen. Die tautologische Bestimmung der »Mitte« ist demnach die, dass sie sich dort befindet, wo diejenigen, die sich in sie einkuscheln, sagen, dass sie sich befindet. Die Mitte ist dort, wo die Mittemenschen wohnen und wenn die Mittemenschen finden, dass es Aufgabe der Mitte ist, nicht nur Terrorismus zu kritisieren, sondern auch diejenigen, die ihn bekämpfen, dann ist das *eo ipso* die Position der Mitte. Wenn diese Position dann weiterhin die ist, dass man doch wohl das Recht haben muss, Kritik üben zu dürfen, wenn diese angebracht ist – dieses Recht aber komischerweise primär für **ein** Land in Anspruch genommen wird, dann ist dies die Richtschnur, an der sich die Berichterstattung zu orientieren hat. Dann werden aus *Terroristen* schnell *militante Kämpfer* – zugleich aber (im gegenläufigen Steigerungsausgleich) *umstrittene* zu *besetzten* Gebieten. So kann das geneigte, aber kritische Publikum erleichtert ausrufen: »Das nenne ich Ausgewogenheit – dieser Wortbrei ist weder zu kalt, noch zu heiß, den lasse ich mir jetzt schmecken. Da kommt zwar der ranzige Geschmack massenmedialer Bigotterie durch, aber – derart temperiert – auch die Bouquetpyramide der Mitte am besten zur Geltung. Über der Basisnote seriöser Selbstgewissheit eine markante Kopfnote der Absage an jegliche Radikalität mit einer Herznote von Haltung (*hier stehe ich und kann nicht anders*).«

Es ruft alsdann das äquidistant *bleeding liberal heart*: »Ich verwahre mich gegen jede Gewalt auf beiden Seiten, aber wo Rauch, da ist oft auch Feuer und niemand mordet gänzlich ohne Grund.«

Welche Tugend und journalistische Fertigkeit kann man gleichsam als Hüterin der übrigen Tugenden nennen?
So wichtig das Austarieren des Einerseits-Andererseits auch ist, gilt im Sinne der *Prägnanz* zuvörderst: Ober sticht Unter und eine starke Überschrift alles andere. Diese sollte nicht dadurch vermasselt werden, dass ihr Gehalt durch den Text selbst zurückgenommen wird. Nehmen wir dieses Prachtexemplar einer Schlagzeile:

»Israel riegelt Gaza von Wasser, Strom und Lebensmitteln ab«

Es wäre doch schade, wenn dann diese schön kompakte Headline durch Erläuterungen desavouiert würde, die besagen, dass:

- lediglich 10% der Wasserversorgung von Israel stammen, 90% aus den Grundwasserspeichern in Gaza selbst – aus denen aber, da der Grundwasserspiegel nahe an der Oberfläche liegt, durch illegal gebohrte Brunnen (gegen die die Hamas nicht vorgeht, obwohl sie dazu verpflichtet wäre) oftmals zuviel Wasser gezogen wird und die (aufgrund der Nähe zum Mittelmeer) die Gefahr von Verbrackung durch Meerwasser erhöhen.

- was die Stromversorgung in Gaza angeht, 44% des verbrauchten Stroms von der Israel Electric Company gedeckt werden, der über 10 Leitungen geliefert wird, von denen 9 (!) am 7. Oktober von der Hamas während ihrer mörderischen Attacke gekappt wurden, 30% von der Gaza Power Company erzeugt werden (großteils mittels Dieselgeneratoren mit Treibstoff aus Israel, dessen Lieferung zwar eingestellt wurde, die Hamas aber ca. eine halbe Million Liter Diesel gebunkert hat, den sie aber selbstredend nicht der palästinensischen Bevölkerung zur Verfügung stellt) und die verbleibenden 26% von PV-Anlagen kommen, die v.a. im Zuge von UN- und WHO-Programmen installiert wurden – oft auf Krankenhäusern, die sich dadurch zu 70% selbst versorgen können.

- Gaza in puncto Lebensmitteln prinzipiell autark ist und Obst, Gemüse und Fisch nach Israel exportiert – die Fähigkeit zur Selbstversorgung mit Nahrung in den den letzten Jahren unter Hamas-Herrschaft allerdings abgenommen hat.[1]

Aber egal – bis Dinge richtiggestellt werden (sofern dies geschieht), sind sie bereits Makulatur, weil der nächste Konflikt die Titelseiten deckt. Oft ist es schwer, denen zu widersprechen, die meinen, dass die edelste Form von Medienfreiheit die Freiheit *von* Medien ist.

Die nächste Folge handelt von den journalistischen Andachts-Übungen.

---

[1] Zahlen nach https://www.camera.org/article/is-israels-siege-denying-water-and-food-to-gaza-just-the-facts/

Solidarität? Nein, so nicht!

Zum Volkssport »Israelkritik« und zur (in)direkten Hamas-Unterstützung als Bankrotterklärung journalistischer Integrität sowie eines beträchtlichen Teils der Linken. Überlegungen von *Claus Harringer*.

Sprechen wir über Medien

Ignorieren wir an dieser Stelle die Produkte der Boulevard-Kartelle und auch die *Shitshow*, die aus unerfindlichen Gründen nach wie vor »soziale Medien« genannt wird. Nicht, weil das Geraune in diesen Online-Kloaken keine Auswirkungen hätte, sondern einzig und allein, weil bei den »Qualitätsmedien« die Berichte nicht nur redaktionell kuratiert werden, sondern auch gewissen Anforderungen genügen sollten. Dass die generelle Berichterstattung nach den Terroranschlägen der Hamas nie ohne relativierende anti-israelische Untertöne auskommen würde und sich die anfängliche Solidarität schnell drehen würde, sobald Israel auf die Angriffe reagiert, war abzusehen. Ausmaß und Schnelligkeit aber nicht.

Da gab es gleich einmal den Online-Kommentar (inklusive bewerbendes Posting) eines Israel-Korrespondenten der Süddeutschen Zeitung, der noch während jüdische – und auch arabische – Israelis in ihren Häusern ermordet wurden, darüber spekulierte, wie Ministerpräsident Netanjahu die Situation für sich nutzen würde, um in der angespannten innenpolitischen Situation den »Burgfrieden« wiederherzustellen. Da muss das *cui bono* gar nicht mehr weiter ausdekliniert werden, damit der Kommentar denjenigen Abortwasser auf die Mühlen schaufelt, die auf digitale Klowände die Unterstellung schmieren, dass die israelische Regierung von den Anschlägen nicht nur »profitiert« habe, sondern auch – mittels Geheimdienste – darin involviert sei. Auch insofern sind die Anschläge vom 7.10.2023 mit denen des 11.9.2001 in den USA vergleichbar. Dass der Kommentar abgeändert wurde, als das gesamte Ausmaß der Barbarei bekannt wurde, könnte man dem Korrespondenten (bzw. der Redaktion) positiv anrechnen (selbst, wenn es aufgrund äußeren Drucks geschah). Oder aber man kritisiert – wie Barbara Tóth im Falter – nicht die ursprüngliche Aussage, sondern die »mangelnde Transparenz« (das liberale Feelgood-Vokabel und Panazee par excellence) bei der Abänderung. So gerne und berechtigt Presseleute im Falle der Berichterstattung zum anthropogenen Klimawandel verschämt-selbstkritisch eventuelle »false balance« einräumen, so ungeniert leben sie sie in diesem Fall aus und wetteifern beinahe miteinander, wer am besten »beide Seiten abbilden« oder »zur Sprache kommen lassen« kann. Wenn ein zerstörter Kibbuz gezeigt wird, dann muss daneben zumindest ein Trümmerhaufen in Gaza gezeigt werden. Aber – Achtung! – nicht umgekehrt: Die hunderten Raketen, die nach wie vor von Gaza aus abgefeuert werden und von denen manche auch den Iron Dome durchdringen und in israelische Siedlungen einschlagen, sind nicht picture-worthy.



Sketch »Watch the latest ›news‹ from the BBC« der israelischen Satireshow »Eretz Nehederet« (Ein wunderbares Land)

Das Drehbuch

Die Hamas beherrscht die Klaviatur der Medien aus dem Effeff (fortissimo) und alle spielen mit: Es gibt einen Zwischenfall an einem Grenzposten oder eine Anti-Terroroperation der israelischen Streitkräfte, wobei Palästinenser:innen zu Tode kommen (weil sie Terroranschläge verübt haben, von Hamas et al. als menschliche Schutzschilde missbraucht werden oder weil sie tragischerweise zur falschen Zeit am falschen Ort waren). Oder eine Rakete schlägt in der Nähe eines Krankenhauses ein und tötet dutzende Menschen. Noch während der israelische Armeesprecher auf Anfrage erklärt, dass die Situation erst untersucht werden muss, um festzustellen, was genau passiert ist (und nichts anderes kann kurz nach derartigen Ereignissen sinnvollerweise gesagt werden), gehen die Statements und Bilder der Hamas schon um die Welt und werden unwidersprochen übernommen – mit Verweis auf das »Gesundheitsministerium von Palästina« (von dem auch die ganzen Opferzahlen aus Gaza kommen), das allerdings Teil der Hamas ist. Fragt jemand von den Korrespondenten bei der Hamas »kritisch nach« oder hinterfragt deren Angaben? Scheinbar nicht – also lieber ungefilterte Hamas-Propaganda. Sollte sich später herausstellen, dass die Rakete vom Palästinensischen Islamischen Jihad (PIJ) abgefeuert wurde, ist der Schaden schon angerichtet. Nebenbei gefragt: Wie kommt es, dass Anschläge, bei denen ausschließlich Jüdinnen und Juden getötet werden (ohne palästinensische Opfer im Zuge von Reaktionen) in der Berichterstattung kaum thematisiert werden? Es vergeht in Israel kaum ein Monat, in dem nicht mehrere Menschen durch terroristische Attacken ermordet werden[1] – für Medien scheinen aber vorrangig diejenigen Anschläge relevant zu sein, bei denen sich die Frage aufwerfen lässt, ob die israelische Armee denn »verhältnismäßig« reagiert habe, wenn Angreifer oder Komplizen dabei erschossen werden.

Die Beispiele für Berichterstattung, die das jüdische Leid ignoriert und nicht deutlich macht, dass das der palästinensischen Bevölkerung in Gaza primär der Hamas (und im Westjordanland auch der palästinensischen Autonomiebehörde) zuzuschreiben ist, sowie mittlerweile für ihre Pflicht hält, Israel zur »Mäßigung« in der Terrorismus-Bekämpfung aufzurufen, sind Legion.
Wir finden sie bei den üblichen Verdächtigen im Guardian und der BBC und natürlich auch bei CNN, SKY, MSNBC, New York Times, Washington Post, ARD, ZDF, ORF, Standard usw.

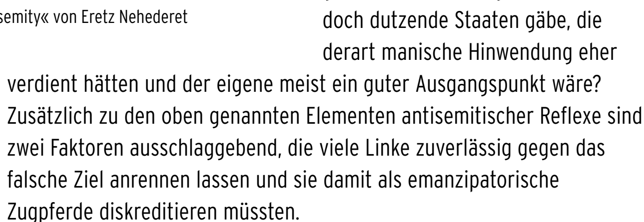
Im Zusammenspiel mit der voreingenommenen öffentlichen Wahrnehmung Israels führt diese Form des »in den Kontext Setzen« nicht zur Klärung der Fakten, sondern Relativierung und das brutale Massaker an 1.200 Zivilpersonen erscheint als irgendwie nachvollziehbare Reaktion auf eine – nicht näher definierte – Unterdrückungserfahrung. Oft gefolgt von »Empfehlungen« oder »Forderungen« an Israel – als müsste sich die einzige Demokratie im Nahen Osten auch nur einen *flying fart* um selbstgerechte Ankumpeleien aus Ländern kümmern, die glauben, sich qua eigener mörderischen Geschichte zu Lehrmeistern in Sachen zivilisatorischer Standards aufschwingen zu müssen, da sie aus ihrer Vergangenheit »gelernt haben«. Als Joschka Fischer 1999 den Kosovo-Einsatz der Bundeswehr mit der Verhinderung eines neuen Auschwitz legitimiert hat, standen friedensbewegte Medien (hingegen selbst) Gewehr bei Fuß.

Man kann nur hoffen, dass keiner der Staaten, in denen sich Redaktionsstuben plötzlich als unvertretbare Fürsprecherinnen der Menschheit dünken, jemals in die Situation kommt, in der sich Israel befindet und einen Feind bekämpfen muss, der sich unter Kranken- und Wohnhäusern versteckt. Ob da die BBC wohl auch die Sprecher der Terrorbanden, die ihr Land angegriffen haben, als Interviewgäste schalten würde, um ganz zwanglos und neutral »die andere Seite« zur Sprache kommen zu lassen? Dieselben Medien, die 2017 Donald Trumps Kommentar anlässlich des Neonazi-Aufmarsches in Charlottesville, bei dem eine Gegen-Demonstrantin mit einem Auto ermordet wurde (*very fine people on both sides*) zu Recht als verabscheuungswürdig gebrandmarkt haben, entdecken plötzlich, dass die spiegelbildliche Einschätzung in diesem Fall vermeintlich die akkurate ist: *there are bad people on both sides*.

Es gibt gute Gründe, sich gegen manichäische Schwarz-Weiß-Muster zu verwahren; wer aber einen asymmetrischen Konflikt symmetrisch darstellt, in dem völlig klar ist, wer dafür die Verantwortung trägt – nicht nur als dessen Auslöser, sondern für dessen gezielte Fortführung und Eskalation –, verfälscht die Wirklichkeit. Da hilft auch kein Berufen auf die UNO; bzw. die Feststellung, wonach Israel »auf die Vereinten Nationen nicht gut zu sprechen« sei (der Standard, 25.10.2023), da es genau umgekehrt ist und die Kritik eigentlich bei der UNO ansetzen müsste, anstatt zu insinuieren, dass sich Israel gegen die »Weltgemeinschaft« stellt.[2]



Sketch »Welcome to Columbia Untisemity« von Eretz Nehederet



Warum machen Medien das?

Zum einen sind auch Journalist:innen nicht immun gegen jene Form von Antisemitismus, die sich gerne als »Antizionismus« verkleidet und Israel als Staat delegitimiert, seine Handlungen dämonisiert und – verglichen mit anderen Ländern – doppelte Standards an seine Politik anlegt. Zugleich gibt es aber keinen anderen Staat, mit dem Israel verglichen werden könnte. Nötig geworden als Schutzmacht gegen den mörderischen Antisemitismus weltweit und vor allem in den Ländern des Nazireichs; seit seiner Gründung direkt – wie indirekt – militärisch, ökonomisch und propagandistisch bekämpft. Jahrhunderte (christlicher) antisemitischer Klischees und deren massenmörderisch-radikalisierte faschistische Varianten vergiften die Wahrnehmung Israels und machen es zum »Juden unter den Staaten« (Léon Poliakov).

Zvi Rex' Aussage »Auschwitz werden uns die Deutschen nie verzeihen« trifft im Kern heute noch zu. Dieser sekundäre Antisemitismus, der auf den »Nachweis« abzielt, wonach Israel sich gegenüber den Palästinenser:innen nicht wesentlich anders verhält, als die Nazis gegenüber den Juden und Jüdinnen, hat sich allerdings über die postnazistischen Gesellschaften hinaus verbreitet.[3] Die Bereitwilligkeit, mit der Propaganda-Elemente übernommen werden, hat aber auch ganz einfach mit der Logik des Medienbetriebes selbst zu tun, in der gut recherchierte Berichte gegenüber schnellen Schlagzeilen und effekthascherischen Bildern ins Hintertreffen geraten: Mit der Schilderung komplexer Sachverhalte und der akkuraten Nachzeichnung von Konflikten verliert man gegenüber den »medialen Mitbewerben« (vulgo: der Konkurrenz um Aufmerksamkeit). Ein irreführendes – und damit falsches – Bild verdrängt oft tausend richtige Worte und provoziert haltlose Schuldzuweisungen – sei es aus Sensationalismus oder weil der Bildjournalismus gleich Teil terroristischer Inszenierung ist.[4] Dies erzeugt (kalkuliert) Wut und die Algorithmen der Social-Media-Plattformen führen dann lediglich die Erregungsökonomie klassischer Medien in Form unbeherrschter Hassattacken fort. Bei öffentlich-rechtlichen Medien scheint auch die Furcht eine Rolle zu spielen, als parteiisch wahrgenommen zu werden, weshalb dann einfach mal der Daumen auf die Wage gedrückt wird, um für »Ausgleich« zu sorgen.

Sprechen wir über (uns) Linke

Warum halten es erhebliche Teile der Linken für ihre vornehmste Aufgabe, Israel fälschlich als »kolonialen Unterdrückungsapparat« oder gar »Apartheidsregime« zu geißeln, warum ignorieren sie seine Funktion als staatliche Schutzmacht für Jüdinnen und Juden gegen antisemitische Verfolgung weltweit und warum machen sie sich sogar mit islamistischem Terror gemein, den sie zum »legitimen Widerstand« verhimmeln?

Darüber – und über linken Antisemitismus generell – wäre viel zu sagen;[5] an dieser Stelle aber nur einige Überlegungen (auch in Zusammenhang mit medialer Logik).

Kein Feldherrenhügel im Jammertal

Die Welt ist voller Unterdrückung (sowohl unvermittelter Gewalt, als auch unpersönlicher Zwänge) und es gibt gute Gründe, wütend zu werden und etwas gegen Hunger, Not und Elend tun zu wollen – und zwar nicht nur durch kosmetische Maßnahmen (Umverteilung), sondern grundsätzliche (bedürfnis- statt profitorientierte Produktion). Zugleich gibt es dafür aber keine breite gesellschaftliche Bewegung (früher »revolutionäres Subjekt« genannt) in Richtung Abschaffung dieser Zustände. Der Weg in die Praxis ist versperrt und das befördert Verbalradikalismus und dogmatische Verhärtung. Wütend zu werden, ist kein schlechter Ausgangspunkt für die Organisierung einer Opposition gegen das Bestehende. Es gilt aber auch: Wer wütend ist, denkt nicht – vor allem, wenn die Wut in blinden Hass umschlägt. Es ist außerdem gefährlich, sich vom Gewissheitseffekt (medialer) Bilder blenden zu lassen, die (siehe oben) oft irreführend und manipulativ sind. Warum aber haben es viele Linke gerade auf Israel abgesehen, wo es doch dutzende Staaten gäbe, die derart manische Hinwendung eher verdient hätten und der eigene meist ein guter Ausgangspunkt wäre? Zusätzlich zu den oben genannten Elementen antisemitischer Reflexe sind zwei Faktoren ausschlaggebend, die viele Linke zuverlässig gegen das falsche Ziel anrennen lassen und sie damit als emanzipatorische Zugpferde diskreditieren müssten.

Apotheose der »Verdammten«

Die Simplifizierungen und Heroisierungen von »Freiheitskämpfen« – die zudem völkisch aufgeladen werden und auch dann noch bejubelt werden, wenn sie die Errichtung repressiver Theokratien zum Ziel haben – verweisen darauf, dass diese Leute nicht willens und/oder fähig sind, komplexe Konflikte angemessen zu analysieren und sie adäquat zu kritisieren.

Da werden völlig ahnungsfrei auf Basis simpelster Schemata hanebüchene Analogien gebildet und anderen Verhältnissen übergestülpt. Besonders markante Beispiele für derart stupide Selbstbegattungen von Begriffen und faktenresistente »emotional truths«, bei denen die moralische und völkerrechtliche Schuld Israels *ex ante et in aeternam* unverrückbar gesetzt wird, ist die Rede von »Apartheid«, »Kolonialismus« und »besetzten Gebieten«.[6] Wenn man es zuspitzen möchte, könnte man sagen, dass diese geistigen Kurzschlüsse bezüglich Israel eine der wenigen

Kontinuitäten in linken Bewegungen der letzten Jahrzehnte ist: Ob der westdeutsche *Sozialistische Deutsche Studentenbund* (nicht zuletzt dank massiver ideologischer Indoktrination an Universitäten durch Mitglieder der PFLP – der »Volksfront zur Befreiung Palästinas« –, in deren Camps später auch die RAF trainiert hat) die Situation in Israel nach dem Vorbild antikolonialer Freiheitskämpfe der 1960er interpretierte oder *Black Lives Matter* (in Übertragung des Sklavereisystems in den USA und dessen Nachwirkungen) sich die jüdischen Israelis zu »weißen Unterdrückern« und die Palästinenser:innen zu »schwarzen Unterdrückten« zurechtspinnt, ist einigermaßen egal – wenngleich die Identifikationsmechanismen je nach Land unterschiedlich verlaufen.[7] In allen diesen Fällen führt die antisemitische Agitation aber letztlich zu Gewalt gegen jüdische Menschen und Angriffe auf jüdische Einrichtungen. Auch die ansonsten kreuzbraven *Fridays for Future* reihen sich in den *Crusade* gegen Israel ein – wenn es um die palästinensische Sache geht, haben sie auch nicht nur kein Problem damit, dass Strom mittels Dieselgeneratoren erzeugt wird, sondern auch damit nicht, dass die Hamas den Treibstoff der palästinensischen Bevölkerung – die ihn zum Überleben braucht – stiehlt, um ihre Tunnelsysteme (gerne unter Krankenhäusern für eine große Anzahl an *human shields*) am Laufen zu halten, damit sie weiterhin jüdische Menschen ermorden kann. So geht transgenerationale Weitergabe: Da wärmen sich pensionsreife Anti-Imps gemeinsam mit 16-jährigen Kiddies (denen zumindest ihre Jugend; bzw. TikTok-Gehirnwäsche entschuldigend zugute gehalten werden kann) an der brennenden Israelfahne und träumen von der »Selbstbestimmung der Völker« in einer Welt ohne Israel.

Der Anti-Antikapitalismus der dummen Kerle

Der zweite Faktor ist fast noch blamabler, da er eine linke »Kernkompetenz« betrifft: Die Kritik am Kapitalismus. Kritisiert wird dabei meist nicht ein fetischistisches gesellschaftliches Verhältnis marktvermittelter Warenproduktion unter Ausschluss der Arbeitskraftbehälter von den Produktionsmitteln zum Zweck der Mehrwertabschöpfung, sondern es wird vorrangig das »Finanzkapital« attackiert, mit dem Ziel, die »Realwirtschaft« gegen die »Geldwirtschaft«, das »Konkrete« gegen das »Abstrakte«, die Produktion gegen die Zirkulation auszuspielen (also das Gleiche zu machen wie die Nazis mit ihrer Gegenüberstellung von »raffendem« und »schaffendem« Kapital). Dabei wird teilweise mit denselben antisemitischen Stereotypen (»Ostküste«, »Globalisten«, etc.) wie bei den Rechten operiert und die »Überwindung« des Kapitalismus besteht dann darin, der »ehrlichen Arbeit« wieder zu ihrem Recht zu verhelfen und die unverstandene abstrakte Seite des Wertes (die mit den »wurzellosen« Jüdinnen und Juden identifiziert wird) zu bestrafen oder zu vernichten.

Das alles geht komplett an dem vorbei, was Marx in die – doch wirklich griffige – Formel »Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen« gebracht hat. Insofern greift auch die Bezeichnung »verkürzte Kapitalismuskritik« für jene antisemitischen Denkmuster selbst zu kurz, da sie suggeriert, dass der Gegenstand annähernd erfasst ist. Was ist also links daran, antisemitisch zu sein, keinen Begriff von Kapitalismus zu haben und Unterdrückung nach dem Modell einer Saftpresse zu denken?

Das Schwierige, das einfach zu machen ist

Bei aller Komplexität der politischen Situation im Nahen Osten (die zu kommentieren niemand gezwungen ist), darf es an der Bewertung mörderischen antisemitischen Hasses keinen Zweifel geben. Und wenn Linke weder in der Lage sind, die Motivationen von Gruppierungen wie Hamas et. al, noch die Realität von gesellschaftlichen Verhältnissen zu erfassen und sich eher zur Barbarei, als zur Zivilisation hingezogen fühlen, ist mit ihnen keine befreite Gesellschaft, also kein Kommunismus zu machen. Für alle, denen ernsthaft an der Verbesserung der Situation der palästinensischen Bevölkerung liegt, wäre es das absolut naheliegendste, gegen die Hamas zu demonstrieren und die Weigerung der umliegenden arabischen Staaten zu kritisieren, palästinensische Flüchtlinge zu integrieren. Und zwar ohne, dass nach der pflichtschuldigen Verurteilung der Hamas automatisch ein *»... ja, aber Israel«* folgt.

Um es in einem Satz zu sagen: Wer sich mit der Hamas gegen Israel stellt, steht aufseiten des Faschismus – und dieses Schema ist tatsächlich so simpel. Wenn die (radikale) Linke mehrheitlich von der Parole »die Arbeiter haben kein Vaterland« zur Forderung »Palästina vom Jordan bis zum Meer« übergegangen ist, kann man nur hoffen, dass mit ihr eine Gestalt des Lebens alt geworden ist und es die letzten Zuckungen einer Bewegung sind, die an den eigenen Denkfehlern und ihrer gesellschaftlichen Ohnmacht irre geworden ist. Vielleicht zerbrechen grade ja nicht nur langjährige Freundschaften, sondern es bildet sich in der Auseinandersetzung auch was Neues – ohne völkischen Befreiungskitsch.

Wer ernsthafte Korrektive zur Berichterstattung über Israel und den Nahen Osten sucht, wird hier fündig:

https://www.camera.org/
https://honestreporting.com/
https://www.mena-watch.com/

Die Sketches der Comedy-Show Eretz Nehederet sind hier abrufbar:
https://www.youtube.com/@Eretz_Nehederet

---

[1] *https://www.jewishvirtuallibrary.org/comprehensive-listing-of-terrorism-victims-in-israel*

[2] Nur kurz zur Illustration (Zahlen aus *https://unwatch.org/database/*): Von 2015 bis heute gab es 140 (!!!) verurteilende Resolutionen der Generalversammlung gegen Israel – mehr als doppelt so viele wie gegen alle anderen Staaten zusammengenommen. Auf Platz 2 liegt Russland mit 23 Resolutionen, gegen Iran gab es sieben; China, Quatar und Libyen waren Gegenstand *keiner einzigen*. Das könnte damit zu tun haben, dass 70% aller Mitgliedsländer keine Demokratien sind und die arabischen Staaten ihr Abstimmverhalten koordinieren. Wer die Geschichte in extenso erfahren möchte, lese *Alex Feuerherdt/Florian Markl (2018): »Vereinte Nationen gegen Israel. Wie die UNO den jüdischen Staat delegitimiert«, Hentrich & Hentrich Berlin*. Im UN-Menschenrechtsrats sieht es ähnlich aus – Staaten, die Menschenrechte verletzten, entscheiden mit darüber, was als Verstoß gegen die Menschenrechte gelten soll. Am Ende des oben zitierten Standard-Beitrags wird das zumindest angedeutet.

[3] Ursprünglich eine Form der Schuldabwehr in Deutschland und Österreich, scheint sich die obsessive Gleichsetzung der Naziverbrechen mit israelischer Politik gegenüber der palästinensischen Bevölkerung (bzw. die Vorstellung, wonach Jüdinnen und Juden ihren »Opferstatus« ausnützen und sich damit gegen Kritik immunisieren würden) global verbreitet zu haben.

[4] *https://honestreporting.com/photographers-without-borders-ap-reuters-pictures-of-hamas-atrocities-raise-ethical-questions/*

[5] Für den deutschen Sprachraum sei verwiesen auf *Moishe Postone (2005): Deutschland, die Linke und der Holocaust. Politische Interventionen, Ca Ira Verlag Freiburg*; sowie global auf *Jan Gerber (2022): Das letzte Gefecht. Die Linke im kalten Krieg, XS Verlag Berlin*. Empfohlen sei auch der soeben erschienene Sammelband *Nicholas Potter/Stefan Lauer (2023): Judenhass Underground. Antisemitismus in emanzipatorischen Subkulturen und Bewegungen, Hentrich & Hentrich Verlag Berlin Leipzig*.

[6] Und wenn noch so viele voreingenommene und tendenziöse Berichte von Amnesty International oder Human Rights Watch veröffentlicht werden, die dies behaupten: **Der Staat Israel betreibt keine rassistisch legitimierte Segregation. Punkt.** Arabische und afrikanische Israelis sind israelische Staatsbürger:innen mit gleichen Rechten und Pflichten. AI und HRW sind – ungeachtet ihrer sonstigen begrüßenswerten Arbeit – zum Werkzeug für die Delegitimierung Israels verkommen. Nicht zuletzt im Zuge der antisemitischen BDS-Bewegung (Boycott, Divestment & Sanctions). Auch die Formulierung von den »besetzten« Gebieten steht auf wackeligen Füßen: Sie unterschlägt den gesamten Kontext der israelischen Unabhängigkeits- und Verteidigungskriege (1947-49, 1956, 1967, 1973, etc.), bei denen es nie um die Annexion von Gebieten ging – nach deren Eroberung waren diese immer als Gegenstand für Verhandlungen gedacht, die von arabischer (bzw. später palästinensischer) Seite aus aber kategorisch abgelehnt wurden (siehe die Khartum-Resolution von 1967 mit ihrer Proklamation, mit Israel weder Frieden zu schließen, noch es anzuerkennen, noch mit ihm zu verhandeln).

[7] Während bei vielen Linken in England Israel eine Art Projektionsfläche für die eigene verhasste Kolonialgeschichte aus den Tagen des Empire darzustellen scheint (wobei die im damaligen »Mandatsgebiet Palästina« oft ausgeklammert ist), wird in Irland der palästinensische Terror mit dem der IRA amalgamiert und zum »antiimperialistischen Befreiungskampf« stilisiert. Die anti-israelische Stimmung in Katalonien wiederum dürfte mit den eigenen Separatismusbestrebungen zu tun haben.

Claus Harringer koordiniert in der Stadtwerkstatt die Zeitschrift Versorgerin. Dieser Text ist aber keine Stellungnahme des Hauses.

Der letzte linke Kleingärtner, Teil 12

Von Roland Röder

Wühlmäuse und Hamas

Ich kann mir nicht helfen, aber jedes Mal, wenn ich vom Tunnelsystem der Hamas höre, fällt mir das Tunnelsystem in meinem Garten ein: gesponsort und gebaut von den Wühlmäusen. Ich habe sie nicht eingeladen und wir sind uns spinnefeind. Ich sehe sie nicht, aber beim Graben im Garten – insbesondere um Kartoffeln, Möhren, Rote Beete oder Pastinaken zu ernten – stoße ich immer wieder auf ihr perfides Tunnelsystem. Perfide deshalb, weil sie mir die genannten Früchte weg futtern. Sie geben sich nie mit einem kleinen Anteil zu frieden. Sie fressen einfach alles weg. Was kann man gegen diese gottverdammte Schweinebande – das Lektorat möge mir meine Ausdrucksweise nachsehen – nur tun? Fallen aufstellen ist eine Variante. Die Fallen ködert man dann mit Hilfslieferungen, also kleinen Häppchen der genannten Früchte. Das System funktioniert leider nur teilweise: Sie fressen die Häppchen weg und vermeiden es, in die Falle zu gehen. Das ist jedes Mal keine gefühlte, sondern eine lupenreine und echte Niederlage für mich als Kleingärtner. Pro Gartensaison häufen sich diese Niederlagen und werden zu einer unerträglichen Last, die mich schier erdrückt und in ein inneres Tal hinabzieht. Ich, der große linke Kleingärtner, der so gescheit ist, wie kaum jemand vor mir und bestimmt nie wieder jemand nach mir, muss sich den Wühlmäusen geschlagen geben. Gut, ab und an geht mal eine in die Falle. Aber das geschieht selten und hat wenig Einfluss auf die Population. Eine zweite Möglichkeit, die Bande zu bekämpfen, ist das häufige Graben und Umspaten im Garten. Das vertreibt die niedlichen Tierchen zwar nicht, reduziert aber wegen der Zerstörung ihrer Gänge ihren negativen Einfluss in meinem Garten. Wenn sie immer wieder mit dem Neuanlegen der Gänge beschäftigt sind, können sie in der gleichen Zeit nicht so viele meiner Früchte futtern. In der Tat, der ständige Bekämpfungsdruck reduziert zwar ihren schädlichen Einfluss, macht ihn aber auch nicht komplett ungeschehen. So richtig befriedigend ist das nicht für mich. Mal ganz abgesehen von meiner kostbaren Lebens- und Gartenzeit, die ich dafür aufwenden muss.

Bleibt als dritte Methode – alleine oder in Kombination – die Armee meiner Hühner. Wie was, eine Hühnerarmee soll Wühlmäuse bekämpfen? Ja, das geht, aber wie die beiden anderen Systeme ebenfalls nicht mit dem hundertprozentigen Erfolg. Vielleicht muss ich mich auch davon verabschieden, die in meinem Kopf herumwabernde tabula rasa hinzubekommen. Zurück zu den Hühnern: Mir ist aufgefallen, dass in den Teilen des Gartens, in denen meine Hühner unterwegs sind, je nachdem wie ich das Freilaufgehege stecke, weniger Wühlmäuse unterwegs sind. Wie funktioniert das? Fressen die Hühner diese Schädlinge? Nein, leider nicht. Aber Hühner haben die Angewohnheit, oberirdisch ständig im Erdreich herum zu scharren. Und genau das mögen die Wühlmäuse nicht und verziehen sich, weil sie sich in Gefahr sehen und nicht ungehindert ihrer Leidenschaft nachgehen können, die daran besteht, unentwegt Gänge zu graben. Leider haben sie kein großes Gedächtnis wie unsereiner, vergessen das Schergeräusch der Hühner und kommen wieder. Dann lasse ich die Hühner wieder ran. Dieses gefühlt niemals endende Kommen und Gehen der Hühner wie der Wühlmäuse könnte immerfort so weitergehen. Dummerweise kann ich aber in dem Teil des Gartens, in dem die Hühner am Scharren sind, nichts anbauen, da diese jeden Fruchtansatz und den Samen wegscharren würden. Was tun? Guter Rat ist teuer, ist nicht einfach und bringt in keiner Variante das völlige Verschwinden von Wühlmäusen. Letztlich hilft nur ständiger Bekämpfungsdruck von allen Seiten und die Anwendung verschiedener Systeme.

Wenn man den Druck aufrechterhält, ihnen ihre Grenzen aufzeigt – bis hierhin und nicht weiter - aber eben auch kapiert, dass man sie nie alle wegbekommen wird, kann es einigermaßen funktionieren. So könnte es im Kampf gegen das Tunnelsystem der Hamas geschehen: Bekämpfungsdruck erhöhen, verschiedene Hilfsmittel einsetzen, manchmal einen Umweg gehen, der nicht jedem plausibel erscheint, aber eben auch das rustikale Handwerkszeug nicht vergessen. Ich werde mir jedenfalls genau anschauen, was Israel noch dazu einfällt und davon lernen.

Der Kampf gegen Wühlmäuse ist international. Und irgendwann einmal wird die industrielle Tierzüchtung, die ich wegen ihrer Orientierung am Hochertrag eigentlich nicht mag, aus meinen Hühnern regelrechte Kampftiere machen mit großen Krallen und Schnäbeln, dass sie damit Wühlmäuse jedweder Art problemlos aufspießen können. Dann würde ich geschäftlich umsatteln, in die Hühnerzucht einsteigen und viermal im Jahr Schiffsladungen mit mehreren Containern voller Kampfhühner nach Israel verkaufen. Und so würde ich den Frieden auf Erden bringen.

Drei Praxistipps für den Garten:

1. Mit Hühnern kannst du Wühlmäuse vertreiben. Ein bisschen.
2. Der Spaten hilft gegen Wühlmäuse. Ein bisschen.
3. Mit Fallen fängt man Wühlmäuse. Ein bisschen.

Roland Röder ist Geschäftsführer der Aktion 3.Welt Saar e.V. (www.a3wsaar.de), einer allgemeinpolitischen NGO in Deutschland, die bundesweit arbeitet, u.a. zu Landwirtschaft, Asyl, Migration, Islamismus, Antisemitismus, Fairer Handel. Er mag den Begriff »Hobby« nicht und lebt einen Teil seines Lebens als aktiver Fußballfan. Die Gartenkolumne erscheint auch in der Luxemburger Wochenzeitung WOXX.

Verlorene Historizität

Matti Friedmans Buch »Wer durch Feuer«, in dem er die Geschichte des Jom-Kippur-Krieges mit der Leonard Cohens verwebt, ist unlängst auf Deutsch erschienen. *Malte Gerken* stellt es im Lichte des Anschlags auf Israel vom 7. Oktober 2023 dar.

6. Oktober 1973, Vorabend des Versöhnungstages – Jom Kippur, höchster jüdischer Feiertag. Die israelischen Stellungen auf der Sinai-Halbinsel im Süden und auf den Golanhöhen im Norden, beide erst im Sechstagekrieg sechs Jahre zuvor erobert, sind dünn besetzt. Es ist Feiertag und viele der Soldaten sind bei ihren Familien. Doch Ägypten und Syrien greifen an und rücken einige Tage lang mehr oder minder unaufhaltsam auf israelisches Gebiet vor. Sie zerstören israelische Stellungen, bringen Kampfflugzeuge zum Absturz, beschädigen militärische Infrastruktur. Der junge Staat steht wieder mit dem Rücken zur Wand.

Zur gleichen Zeit befindet sich Eliezer HaCohen auf der griechischen Mittelmeerinsel Hydra. Er ist neununddreißig Jahre alt und hat als Sänger einige Bekanntheit erlangt. Nun ist er ausgelaugt, hat die Lust verloren am Musikgeschäft und will ein für alle Mal aufhören, will einfach »die Klappe halten«. Dazu passt, dass er scheinbar sesshaft geworden ist: Mit ihm auf Hydra sind sein Sohn Adam, der gerade ein Jahr alt geworden ist, und dessen Mutter Suzanne. Doch Eliezer, der im kanadischen Westmount nahe Montreal geboren wurde und dessen Großvater Lyon und Vater Nathan Vorsteher der größten Synagoge Montreals – der Sha'ar Hashomayim, der Himmelspforte – gewesen waren, taugt dieses Leben nicht. Weder das der Bürgerlichkeit in einer Kleinfamilie noch das seiner Väter, die fromm waren und eben »Kohanim«, Abkömmlinge der toraischen Tempelpriester. Eliezer, besser bekannt als Leonard, muss fliehen, aus Westmount in Kanada sowie von der Insel Hydra in der Ägäis.

---

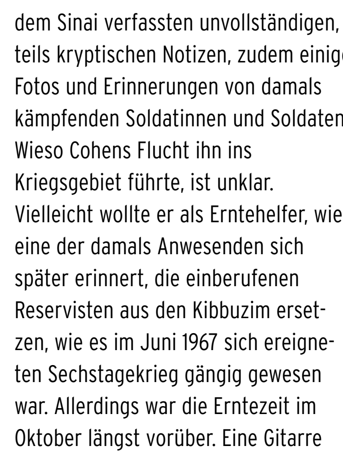
7. Oktober 2023, Schmini Azeret und gleichzeitig Schabbat, ein Tag nach Hoschana Rabba. Jom Kippur liegt kaum zwei Wochen zurück. In vielen der israelischen Kibbuzim im Süden stehen noch die Laubhütten (Sukkot) des an diesem Tag schließenden Sukkotfestes, das an die provisorischen Behausungen erinnert, in denen die Israeliten während ihrer vierzigjährigen Wanderung durch die Wüste lebten. An Schmini Azeret wird in der Synagoge das *Jiskor*, das »Erinnerung« bedeutet, von jenen gebetet, deren Eltern verschieden sind. Nach der Shoah entstanden Jiskorgebete zum Gedenken derer, die der Shoah zum Opfer gefallen waren, nach Staatsgründung zudem der im Unabhängigkeitskrieg Umgekommenen. Doch keineswegs ist das halbe Land, wie fünfzig Jahre zuvor, an diesem Tag in der Synagoge. Morgens schlafen die meisten noch, sind bei ihren Familien zuhause und in den Kibbuzim, verleben den Schabbat wie immer, ob religiös oder nicht, oder feiern ausgelassen und die Nacht hindurch in der Negevwüste. Doch wieder greift jemand an. Diesmal ist es keiner der benachbarten arabischen Staaten, der mit einer regulären Armee militärische Ziele und Infrastruktur ins Visier nimmt, niemand, der gewissermaßen ordentlich den Krieg erklärt. Diesmal sind die Angreifer Terroristen der Hamas. Und wieder steht der mittlerweile dreimal so erwachsene jüdische Staat mit dem Rücken zur Wand.

Leonard Cohen ist heute bereits seit einigen Jahren tot. Er starb im November 2016 in Los Angeles. In Israel ist er gut bekannt und einer der meistgehörten ausländischen Musiker. Doch in diesen Tagen erinnert nicht viel an ihn und nicht viel an den Jom-Kippur-Krieg vor fünfzig Jahren. Die Realität fordert zu viel, als dass die Ruhe eines reflektiert-distanzierten Blickes sich einstellen könnte.

Wie schreibt man über ein Buch, dessen Thema bis zu seinem fünfzigsten Jahrestag ein historisches war? Ein lang zurückliegendes Ereignis, das in den Schilderungen der Beteiligten traumatisch war und auch Jahrzehnte später nicht vollständig sich bewältigen ließ, ein Ereignis, das noch Jahre danach im israelischen Militär immer und immer wieder simuliert wurde, um es bearbeitbar zu machen, ein Ereignis, das als einer der schwierigsten Augenblicke des gerade erst etablierten jüdischen Staates sich konservieren sollte. Eine militärisch letztlich zwar siegreiche Auseinandersetzung, die sich jedoch anfühlte wie eine Niederlage, weil das Grundmoment jüdischer Staatlichkeit – Wehrhaftigkeit, oder: die Fähigkeit zur Selbstverteidigung, zum Schutz der eigenen Bevölkerung – infrage gestellt war, Regierung und Armee versagt hatten, 2700 Israelis ihr Leben verloren.

Wie aber schreibt man über dasselbe Buch, nachdem dessen Thema einen Tag nach dem fünfzigsten Jahrestag seine ganze Historizität verliert? Das wie ein Schlag als Schreck- und Schockerinnerung sich wieder ins Gedächtnis brennt und zugleich so fern erscheint wie aus einer anderen Welt. Das reaktiviert wird als unbewältigte Erinnerung und zugleich als lange der Vergangenheit angehörend. Der 7. Oktober 2023 hat den 6. Oktober 1973 gleichzeitig negiert und auferstehen lassen.

Matti Friedmans »Wer durch Feuer« ist die Geschichte ebenjenes Jom-Kippur-Krieges verwoben mit der Person Leonard Cohen. Anlass sind seine während des Aufenthalts auf dem Sinai verfassten unvollständigen, teils kryptischen Notizen, zudem einige Fotos und Erinnerungen von damals kämpfenden Soldatinnen und Soldaten. Wieso Cohens Flucht ihn ins Kriegsgebiet führte, ist unklar. Vielleicht wollte er als Erntehelfer, wie eine der damals Anwesenden sich später erinnert, die einberufenen Reservisten aus den Kibbuzim ersetzen, wie es im Juni 1967 sich ereigneten Sechstagekrieg gängig gewesen war. Allerdings war die Erntezeit im Oktober längst vorüber. Eine Gitarre hatte Cohen nicht dabei.



Soldaten auf dem Luftwaffenstützpunkt in Sharm el-Sheikh

Die Fotos und Erinnerungen der Soldatinnen und Soldaten werfen mehr Schlaglichter, als dass sie einen kohärenten Bericht des Kriegsverlaufs lieferten. Sie skizzieren den Alltag auf den militärischen Stützpunkten vor dem syrisch-ägyptischen Angriff und zeigen »Mädchen«, die in der Sonne baden oder Gedichte schreiben, und attraktive »Jungs«, die oberkörperfrei, genauso das Leben genießend, jene Mädchen für sich zu gewinnen trachten; die die religiösen Gebote für unwichtig erachten und stattdessen sich amüsieren, trinken, feiern und Spaß haben. Das Leben im israelischen Militär vor dem Jom-Kippur-Krieg reflektiert den genauso unverhofften wie epochalen Sieg im Sechstagekrieg einige Jahre zuvor.
Jene Schlaglichter dokumentieren jedoch auch den ebenso überraschenden Angriff an diesem Vorabend des Jom Kippur und die darauffolgenden Kriegswochen und setzen den vielen Anfang Zwanzigjährigen Israelis, denen er das Leben kostete, ein literarisches Denkmal.

Fünfzig Jahre später ist niemand mehr auf alte Fotos und erinnerte Erzählungen angewiesen. Diesmal versorgt eine längst hegemonial gewordene Social-Media-Kultur unmittelbar und wie von selbst die Weltöffentlichkeit mit allen Details des Anschlags. Täter streamen ihre Taten. Die IDF veröffentlichen Verhöre von inhaftierten Hamas-Terroristen. Überlebende Israelis berichten vom Grauen, von der Todesangst, vom Entkommen, von entführten Angehörigen. Man muss nicht lange suchen, um etwas über den 7. Oktober zu erfahren, denn das ganze Land ist betroffen. Millionen Israelis haben in den vergangenen Monaten eine oder mehrere Beerdigungen besuchen müssen, Tausende bangen noch um Freunde, Bekannte, Verwandte, die verschleppt wurden.

Doch so gut die Einzelheiten bekannt sind, so detailreich und vielfältig das Massaker dokumentiert ist, desto indifferenter ist seine Verurteilung. Jeder Beweis führt zu umso stärkerer Abwehr. Die gute alte Aufklärung kann noch ihr Bestes geben, doch dem Umschlag längst nicht mehr beikommen. Die IDF hätte Krankenhäuser bombardiert und Flüchtlingslager angegriffen, würde wahllos Zivilisten morden und einen Genozid begehen. Wer noch bis zum 7. Oktober als Verbündeter geglaubt wurde, war in Wahrheit längst übergelaufen.

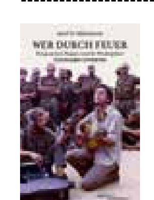
Den vielen Anfang zwanzigjährigen Israelis ein Denkmal setzen – und den Ägyptern. Denn Leonard Cohen reiste 1973 zwar zu den Israelis und sang auch allein vor israelischen Soldaten, hätte sein Engagement aber nicht als einseitige Parteinahme verstanden wissen wollen, sondern als eines gegen den Krieg für sich. Es ist unklar, ob, wie eine seiner damaligen Begleiterinnen sich zu erinnern glaubt, er gesagt habe, dass er Pazifist sei. Und selbst im Moment des Krieges und des Wählens einer Seite – der israelischen, vor der er sang – versuchte er, sich nicht instrumentalisieren zu lassen. Er singe für beide Seiten. Er verlangte von sich als Sänger und Dichter, über den Dingen, die der Krieg bestimmt hatte, zu stehen. So sehr, dass er bei einem späteren Konzert in Frankreich sagte, dass das während des Krieges geschriebene »Lover, Lover, Lover« für beide Seiten gegolten habe, »für Ägypter und für Israelis« – Ägypter zuerst genannt. Der heutige Barbesitzer und damalige Flugbegleiter Shlomi Gruner verübelt ihm das bis heute.

Und die Geschichte. Sie dampft die Cohen'sche Position des »für beide Seiten« auf einen Bereich zusammen, der so fragil nur sich behauptet, dass sie kaum noch unschuldig sich gerieren kann. Diesem Spagat aber, den Cohen versucht niemals aufzugeben, umweht noch ein Hauch dialektischen Bewusstseins. Doch dieser Hauch wird nahezu ausgelöscht, wo fünfzig Jahre vergangen sind. Behaupten kann er sich allein darin, als Gedanke nicht vollendet Gewalt zu werden, als welche nichts mehr von ihm übrigbliebe. Kaum sichtbares Grau als Hoffnungsschimmer.

Ein Grau, das für Leonard Cohen neu erblühen konnte. Seine Reise in den Krieg und zu den Truppen an die Front, depressiv und aus lauter Unzufriedenheit mit dem Musikgeschäft und dem eigenen Eingerichtetsein, im Bewusstsein, an einem toten Ende angekommen zu sein, bedeutete für ihn den Wendepunkt. »Who by Fire« – der Originaltitel des Buches wie auch eines Cohen-Songs auf dem 1974 veröffentlichten Album »New Skin for the Old Ceremony« – basiert auf dem Gebet *Unetaneh tokef*, einem festen Bestandteil aschkenasischer Liturgie am Jom Kippur. Am Rande der menschlichen Existenz, dort, wo sie sinnlos und brutal in Frage gestellt wird, im Krieg, ruft Cohen in »Who by Fire« Gott an, bittet um Seine Gnade und bekennt die Sündhaftigkeit des Menschen. Und wenn er auch selbst nur äußerlich am Krieg teilnimmt, bloß singt und nicht kämpft, so ist das Bekenntnis menschlicher Sündhaftigkeit zugleich sein eigenes Bekenntnis, er, der dem religiösen Elternhaus, Frau und Kind und der Musik geflohen ist, und der auf der Suche nach Versöhnung der Widersprüche wieder ankommt beim Ursprung, im Gebet, bei Gott. Die Sha'ar Hashomayim – die Himmelspforte – öffnet sich ihm ein zweites Mal.

Sie öffnet sich ihm darin, dass die Cohen'sche Intonation von »Who by Fire« heute zu Jom Kippur nicht selten der musikalischen Untermalung des Gebets *Unetaneh tokef* dient. Sie hat ihren Weg über den Jom-Kippur-Krieg in Israel zurück in die Synagogen der Welt gefunden. Und sie öffnet sich ihm darin, dass auch Cohen nach dem Krieg wieder in die Welt gefunden hat: Seine Frau, Suzanne, sei »wieder schön gewesen«, wie er schreibt. Ein Jahr nach dem Krieg bekommen die beiden ihr zweites Kind, Tochter Lorca.

Einige Tage nach dem Terroranschlag der Hamas im Oktober dieses Jahres sprach Rabbi Efrem Goldberg aus Boca Raton, Florida, auf einer Veranstaltung im israelischen Beit Shemesh. Nach einigen Ausführungen schloss er seine Rede mit einem Verweis auf Genesis 12, wo Gott Abraham auffordert, sich aufzumachen, und ihm das Heilige Land verspricht. Während Luthers Übersetzung – »Ich will segnen, die dich segnen, und verfluchen, die dich verfluchen« – nahelegt, dass nicht nur gesegnet werde, wer Israel segnet, sondern verflucht werde, wer Israel verflucht, bewahrt das Hebräische eine feine Differenz: Während für »segnen« das gleiche Wort verwendet wird – »baruch« –, heißt der zweite Satzteil sinngemäß: »Aber die dich verfluchen, werden mein Licht sehen«.
Wer den Fluch über Israel bringt, es in Dunkelheit und Trauer stürzt, wird nicht bloß »geflucht« oder bekämpft. Wer den Fluch über Israel bringt, sei es eine Armee oder seien es Terroristen, wird das göttliche Licht sehen, wird das zu spüren bekommen, was das jüdische Volk seit Anbeginn zusammenhält, wird Energien freisetzen, die sich nicht beziffern lassen, wird die Himmelspforte ein weiteres Mal öffnen, wird das Grau auch für Israel wieder zum Erblühen bringen.



Matti Friedman: *Wer durch Feuer. Krieg am Jom Kippur und die Wiedergeburt Leonard Cohens.* Übersetzung ins Deutsche: Malte Gerken, 204 Seiten, Broschur, Hentrich & Hentrich

---

Malte Gerken hat »Who by Fire« ins Deutsche übersetzt. Aktuell arbeitet er an einer Übersetzung von Jana Zimmers »Chocolates from Tangier: A Holocaust replacement child's memoir of art and transformation«.

Vorgeschichte zum Zivilisationsbruch

Anselm Meyer beleuchtet die Beziehungen zwischen dem Genozid an den Armeniern und der Shoah.

Am 19. Juli 1915 schrieb Henry Morgenthau Senior, der seit 1913 als US-amerikanischer Botschafter im damaligen Konstantinopel weilte und dort die repressive Minderheitenpolitik der türkischen Regierung aus nächster Nähe verfolgte, an seinen Sohn, Henry Morgenthau Junior:

»The United States as a neutral power have no right to interfere in their [Turkey's] internal affairs, and as I receive report after report of the inhuman treatment that the Armenians are receiving, it makes me feel most sad, their lot seems to be very much the same as that of the Jews in Russia, and belonging to a persecuted race myself, I have all the more sympathy with them.«[1]



Bild: Aleksey Chalabyan (CC BY-SA 4.0 Deed)

Das Genozid-Mahnmal Zizernakaberd westlich von Jerevan

Die Aussage des US-amerikanischen Diplomaten deutsch-jüdischer Herkunft macht beispielhaft deutlich, wie eng der Zusammenhang des Genozids an den Armeniern und des eliminatorischen Antisemitismus zumindest in der historischen Reflexion war und ist. Morgenthau Senior zog die Pogrome des Zarenreiches als Vergleich hinzu, um zu verdeutlichen, welches Schicksal den Armeniern am Ende des Osmanischen Reiches widerfuhr. Er sprach an dieser Stelle als Angehöriger einer Minderheit, dem bewusst war, was es heißt, immer wieder zu Projektionsfläche und Ziel grausamer Gewalt werden zu können. Das Schicksal der Armenier und der mittel- und osteuropäischen Judenheiten korrespondiert in dieser Hinsicht auf vielfache Weise.
Am armenischen Volk wurde im Wesentlichen zwischen 1915 und 1916 ein Genozid begangen, die systematische Ermordung von bis zu 1,5 Millionen Menschen. Die Tatherrschaft lag bei dem sogenannten jungtürkischen Komitee für Einheit und Fortschritt, der Regierung des zerfallenden Osmanischen Reiches. Die Armenier galten in ihren Augen aufgrund ihrer Zugehörigkeit zum Christentum als unzuverlässige Kantonisten und Bedrohung für die Einheit des Reiches. Ihre Verfolgung und Ermordung wurde verdeckend als »kriegsbedingte Sicherheitsmaßnahme« tituliert. Tatsächlich aber waren die Armenier dem sich seit dem ausgehenden 19. Jahrhunderts ausbildenden türkischen Nationalismus ein Dorn im Auge, da sie weder ein ‚Turkvolk', noch muslimisch waren. Darüber hinaus hatten sie durch das relativ hohe Bildungsniveau eine höhere gesellschaftliche Stellung, die ihnen benieden wurde. Die äußere Bedrohung des Osmanischen Reichs im Ersten Weltkrieg durch die Entente-Staaten, insbesondere Russland, nutzten die Jungtürken dazu, die Armenier im Reich zur Fünften Kolonne, zu Feinden im Inneren zu erklären und zu verfolgen. Ihnen wurde mangelnde Loyalität vorgeworfen. Bis heute wird der Genozid an den Armeniern in der Türkei von staatlicher Seite geleugnet.

Genozide finden immer wieder unter den Augen der Weltöffentlichkeit statt, auch wenn zeitgenössisch und in der Nachschau das Offensichtliche immer wieder verleugnet wurde und wird. Den meisten Genoziden ist erstens gemein, dass trotz der Aufmerksamkeit, die ihnen zukommt, den Tätern niemand in den Arm fällt und zweitens, dass die Verbrechen nur in wenigen Fällen geahndet werden. Es überrascht daher wenig, dass sich auch im Kontext der Shoah auf den Genozid an den Armeniern bezogen wurde, auf Seiten der Opfer und der Täter.

Ähnlich wie Morgenthau Senior am Bosporus versuchte, Aufmerksamkeit auf das Schicksal der Armenier zu lenkten, versuchte Henry Morgenthau Junior mehr als 25 Jahre später als Finanzminister der Roosevelt-Administration in den USA Kräfte zu mobilisieren, aktiv gegen das nationalsozialistische Deutschland zu kämpfen. Morgenthau Jr. nahm als einer der Wenigen die Nachrichten über das Schicksal der europäischen Juden ernst, Deutschland wurde ihm aufgrund seiner genozidalen Politik zum Erzfeind. Was es bedeutete, Genozide hilflos beobachten zu müssen, und dass es gegen sie zu kämpfen galt, hatte Morgenthau Jr. von seinem Vater gelernt. Morgenthau Jr. ist heute vor allem dafür bekannt, dass sein detailliertes Wissen und der Schock, den dieses Wissen um das Ende des Judentums auf dem europäischen Kontinent bei ihm auslöste, dazu führte, dass er sich für eine drakonische Bestrafung Deutschlands nach Kriegsende stark machte, die er im sogenannten Morgenthau-Plan ausformulierte. Dort entwarf er die Zerschlagung der gesamten NS-Wirtschaft, die für ihn wie Kartelle bzw. kriminelle Rackets zu bekämpfen waren. Beide Morgenthaus waren Zeugen von Völkermorden geworden und mussten erkennen, dass ihr Protest wenig erreichte. Weder waren die USA wegen des Völkermords an den Armeniern in den Ersten Weltkrieg eingetreten, noch sind sie explizit gegen den Massenmord an den europäischen Juden eingeschritten.

Richard Lichtheim, zionistischer Politiker und Quasi-Diplomat eines noch nicht existierenden jüdischen Staats, war ebenfalls Zeuge des Massakers an den Armeniern geworden. Er hatte sich während des Ersten Weltkrieges in Konstantinopel aufgehalten, um sich im Auftrag der Zionistischen Organisation bei der Hohen Pforte für die Errichtung und Sicherung einer jüdischen Heimstätte in Palästina einzusetzen.[2] Jahrzehnte später die Verfolgung und Ermordung der europäischen Judenheiten durch das nationalsozialistische Deutschland vom schweizerischen Genf aus beobachtend, schrieb er am 13. November 1941 in einem Brief:

»We are witnessing the most terrible persecution of the Jews which ever happened in Europe, overshadowing by its cruelty and extent even the massacres of the Armenians during the last war, which at that time provoked a storm of protest in England and America.«[3]

Das Massaker an den Armeniern durch Jungtürken, so scheint es in der Passage auf, war bis zum Mord an den europäischen Juden das Signum für Massenverbrechen, das sich auch im historischen Bewusstsein Lichtheims eingebrannt hatte. Mit der nationalsozialistischen Mordpolitik trat nun etwas in der Weltgeschichte auf, das das schreckliche Verbrechen an den Armeniern in der Zahl der Opfer um ein unvorstellbares Vielfaches übertreffen sollte. Zu diesem Zeitpunkt war das Morden bereits in vollem Gange. Lichtheim hatte jedoch schon zuvor begriffen, dass mit dem Nationalsozialismus eine Katastrophe in die jüdische Welt eingebrochen war.

Er hatte sofort erkannt, dass mit dem Beginn der deutschen Herrschaft über den Kontinent die Totenglocken für das europäische Judentum zu läuten begannen, wie es sein langjähriger politischer Freund Vladimir Ze'ev Jabotinsky in seiner Schrift »Die jüdische Kriegsfront« von 1940/41 ausdrückte.[4] Jabotinsky und Lichtheim gehörten zum revisionistischen Teil der zionistischen Bewegung, der sich für eine zielstrebigere und kompromisslosere Politik bezüglich der Errichtung einer jüdischen Heimstätte im Mandatsgebiet Palästina aussprach, nicht zuletzt weil sie deutlich vor Augen hatten, welche mörderische Qualität dem Antisemitismus innewohnte, der sich nach der Wahl der NSDAP in Deutschland nun auch hier Bahn brach. Der Genozid an den Armeniern wurde von Juden immer wieder als Chiffre für das eigene Schicksal hinzugezogen, nicht nur von ihren politischen Vertretern. Der Roman »Die 40 Tage des Musa Dagh« von Franz Werfel, der den Genozid an den Armeniern und ihren Widerstand gegen ihre Mörder zum Inhalt hat, war im Warschauer Getto eines der beliebtesten Bücher unter den Erwachsenen. Emanuel Ringelblum, der mit seiner Gruppe »Oneg Schabbat« das Untergrundarchiv im Warschauer Getto führte (siehe Versorgerin #138) und so dessen Geschichte und die seiner Bewohner dokumentierte, schrieb in seinem Tagebuch, dass angesichts der androhenden Deportation der Gettobewohner »jeder« an Werfels Roman denken müsse. Angesichts der aussichtslosen Situation in den Gettos erschien den Juden das Schicksal der Armenier als Spiegelung ihrer eigenen Lage.[5] Schnell musste den Opfern der Deutschen aber klar werden, dass das, was ihnen widerfuhr, sich nicht mehr durch die Reflexion auf den vorangegangen Genozid an den Armeniern in Worte fassen ließ. War die Shoah auch präzedenzlos, gehört der Mord an bis zu 1,5 Millionen Armeniern 1915/16 dennoch zu ihrer Vorgeschichte, allein deshalb, weil er vor Augen führte, was bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts möglich gewesen ist.

Auch für die Nationalsozialisten stellte der Völkermord an den Armeniern einen Referenzpunkt dar. Sie hatten wahrgenommen, dass für die Täter von 1915/16 kaum Konsequenzen erwuchsen. So soll Adolf Hitler am 22. August 1939, wenige Tage vor dem Überfall auf Polen, in einer Rede auf dem Obersalzberg Kommandeuren der Wehrmacht folgende rhetorische Frage gestellt haben: »Wer redet heute noch von der Vernichtung der Armenier?«[6] Es war ein genozidaler Auftrag an seine Obersten. Er eröffnete der Wehrmacht, dass er in der SS die Totenkopfverbände aufgestellt habe, die bald »mitleidlos Mann, Weib und Kind polnischer Abstammung und Sprache in den Tod schicken« würden.[7] Zwar sprach Hitler hier nicht explizit über die jüdische Bevölkerung, aber mit dem Bezug auf Armenien stellte Hitler seinen Kommandeuren das Ausbleiben nennenswerter Konsequenzen, selbst angesichts größter Verbrechen, in Aussicht.

Gegenwärtig scheint sich erneut ein Zusammenhang zwischen dem Schicksal der Armenier und Juden zu eröffnen. Trotz inzwischen erreichter Staatlichkeit sehen sich beide Bevölkerungen aktuell wieder existenziellen Bedrohungen gegenüber. Von wortwörtlich einem Tag auf den anderen gab es die mehrheitlich von Armeniern bewohnte Enklave Bergkarabach nicht mehr. Aserbaidschan hat es geschafft, sich das geografisch-spirituelle Zentrum der armenischen Geschichte im September 2023 endgültig zurückzuerobern, ohne dass es international eine merkbare Reaktion gegeben hätte. Auf diese Weise wurde ein langjähriger, komplizierter Konflikt wie im Vorbeigehen gewaltsam ‚gelöst'. Es scheint, als ob in der aktuellen geopolitischen Lage das Schicksal Armeniens und dessen Anspruch auf die Region Bergkarabach nur noch eine Fußnote wäre. Aserbaidschan nutzte die Schwäche Russlands, der einstigen Schutzmacht Armeniens, die durch dessen Angriffskrieg auf die Ukraine entstanden war, und schaffte Fakten. Doch nicht nur Bergkarabach als armenische Enklave könnte verschwinden. Inzwischen gibt es die Befürchtung, dass Aserbaidschan das geopolitische Chaos, das sich seit dem Massaker der palästinensischen Hamas an israelischen Zivilisten noch vergrößert hat, nutzen könnte, um Armenien anzugreifen. Was die fortgesetzte Aggression Aserbaidschans bringen wird, ist zu diesem Zeitpunkt noch nicht abzusehen, in jedem Fall aber bleibt die Situation Armeniens äußert fragil.

Wie bedroht auch das Leben von Jüdinnen und Juden, in Israel und andernorts, nach wie vor ist, hat der Angriff der Hamas auf Israel gezeigt: Dieser war ebenfalls als genozidal angelegt gewesen – es ging und geht der Hamas einzig und allein darum, so viele Jüdinnen und Juden wie möglich zu töten. Der 7. Oktober war eine »genozidale Botschaft« an alle Juden weltweit (Dan Diner), in deren Nachgang antisemitische Angriffe auch außerhalb Israels drastisch angestiegen sind. Die Hoffnung der Überlebenden der Gewaltverbrechen des 20. Jahrhunderts und deren Nachkommen auf eine gesicherte Existenz ist in ihren Grundfesten erschüttert worden und erneut blieb eine empathische Reaktion der Weltöffentlichkeit weitgehend aus.

Henry Morgenthau Senior und Richard Lichtheim stehen beide exemplarisch für die Bemühungen, die internationale Diplomatie für das Schicksal der jeweils Verfolgten zu interessieren. Beide blieben weitestgehend erfolglos, stießen auf Unglauben und Desinteresse. Aktuell ist ein ausgesprochenes Nicht-Interesse an dem Konflikt um Bergkarabach zu beobachten, und auch im Falle des antisemitischen Massakers der Hamas in Israel setzte trotz enormer medialer Aufmerksamkeit Unglauben, ja, Leugnung ein. Dieselben Tiktok-Kanäle, die die Taten der Hamas verbreiteten, gingen wenige Tage später dazu über, die Taten auf ihren Kanälen zu leugnen. Dieses Moment begleitet so gut wie jede genozidale Tat, nur die Wahl der Mittel ändert sich durch den Lauf der technischen Entwicklungen entsprechend.

---

[1] Henry Morgenthau an Henry Morgenthau Jr., 19. Juli 1915, zit. nach Sarafian, Ara: Introduction, in: Henry Morgenthau: United States Diplomacy on the Bosphorus. The Diaries of Ambassador Morgenthau, 1913–1916, hg. von Ara Sarafian, Princeton, N. J./ London 2004., S. 6.

[2] Aktuell ist eine umfassende Biografie Richard Lichtheims erschienen, siehe Kirchner, Andrea: Emissär der jüdischen Sache. Eine politische Biografie Richard Lichtheims, Göttingen 2023.

[3] Lichtheim an Joseph Linton, 10.11.1941, zit. nach ebd., S. 241, Hervorhebung AM.

[4] Jabotinsky, Vladimir Ze'ev: Die jüdische Kriegsfront, Freiburg/Wien 2021.

[5] Cohen, Raya: Art. »Musa Dagh«, in: Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur, hrsg. von Dan Diner, Bd. 4, Stuttgart 2013, 264–268.

[6] Die Rede wurde als Beweisstück im Korpus der Beweismittel des Internationalen Militärgerichtshofes (IMG) geführt, auch wenn es vor Gericht keine Verwendung fand. Das Dokument ist abzurufen unter *https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/1/1b/A-Hitler-08-22-1939-at-Obersalzberg-on-planned-attack-on-Poland-and-extermination-of-Poles.pdf*

[7] Ebd.

Anselm Meyer studierte Geschichte und Philosophie, arbeitet aktuell zur frühen jüdischen NS- und Shoah-Forschung und Wirtschaftsgeschichte des NS.

Falsches Gedenken

Während die Welser Zivilgesellschaft seit 25 Jahren das traditionelle Pogromnacht-Gedenken veranstaltet, hält FPÖ-Bürgermeister Andreas Rabl seine eigene Kundgebung ab. *Marina Wetzlmaier* über ehrliches, plumpes und falsches Gedenken im öffentlichen Raum.

Rund 500 Menschen haben sich im Pollheimerpark in Wels vor dem Jüdischen Mahnmal versammelt. Sie sind am 6. November der Einladung der Welser Initiative gegen Faschismus gefolgt und gedenken 85 Jahre nach der Pogromnacht vom 9. auf 10. November 1938 der jüdischen Opfer, die verfolgt, misshandelt, verschleppt und ermordet wurden. Überall in Österreich und Deutschland haben Nationalsozialisten Geschäfte von Jüd*innen geplündert und Synagogen in Brand gesetzt. Das diesjährige Pogromnachtgedenken stand aber auch im Zeichen aktueller Ereignisse: des Angriffes auf Israel und des Antisemitismus heute. Hauptredner Bundespräsident Alexander Van der Bellen stellte klar, dass die »Antwort auf Antisemitismus jeglichen Ursprungs hart, klar und unmissverständlich« sein müsse. Seine Teilnahme an der Gedenk-Kundgebung hat im Vorfeld viel Aufmerksamkeit erhalten. Für die Veranstalter*innen war sie eine Ehre, für den FPÖ-Bürgermeister Andreas Rabl ein Ärgernis.

Dieser empfing den Bundespräsidenten jedenfalls nicht und erteilte der Präsidentschaftskanzlei als Antwort auf ihre Anfrage eine Abfuhr. Rabl hatte einen anderen Termin. Eine Reise nach Moldawien, wo er im Auftrag des Europarates als Wahlbeobachter für einen »reibungslosen Ablauf« der dortigen Kommunalwahlen beitragen sollte. Warum gerade ihm diese Aufgabe zuteil wurde, darüber wird in Wels gerätselt. Die Reise bietet jedenfalls wieder Anlass, um über mögliche Zukunftspläne Rabls zu munkeln, nämlich eine aktive Rolle in der Bundespolitik.

Zwei Kundgebungen

Die Teilnahme Van der Bellens an der Kundgebung verärgerte Rabl ohne Zweifel, denn die Welser Antifa würde die offizielle Gedenkveranstaltung der Stadt Wels immer wieder »mit Interventionen torpedieren«, beklagte er gegenüber den OÖN. Richtig gelesen: In Wels gibt es zwei Kundgebungen zum Gedenken an die Pogromnacht. Zwei Tage nach der Veranstaltung der Welser Zivilgesellschaft lud ausgerechnet der FPÖ-Teil der Stadtregierung in den Pollheimerpark zur Kranzniederlegung beim Jüdischen Mahnmal. Laut Rabl sei das Gedenken immer eine offizielle Veranstaltung der Stadt gewesen. Als FPÖ-Bürgermeister, der sich durchaus liberal-bürgerlich präsentieren möchte, scheut er wohl davor zurück, mit dieser Tradition zu brechen.

Mit seiner Annahme liegt er allerdings falsch: das Pogromnacht-Gedenken ist originär keine städtische Veranstaltung, sondern wird seit 25 Jahren von der Welser Initiative gegen Faschismus durchgeführt. Von 2001 bis 2015 fand sie in Kooperation mit der damaligen SPÖ-dominierten Stadtregierung statt. Mit dem Machtwechsel von Rot zu Blau hat die Welser Initiative diese Kooperation beendet. »Für uns ist es unmöglich und unglaubwürdig, dass ein freiheitlicher Bürgermeister mit uns ein Gedenken durchführt. Jemand, der Mitglied einer Partei ist, die sich derartig viele rechtsextreme ‚Einzelfälle' leistet«, begründet der Vorsitzende Werner Retzl die Entscheidung. Eine gemeinsame Kundgebung wäre eine Verhöhnung der Holocaust-Opfer.

Der Welser Antifa gehe es um ein »ehrliches Gedenken«, sagt Retzl. »Wir wollen ein Gedenken, das sich nach so vielen Jahren als das erweist, was es sein soll: ein Annähern an die Opfer, an die Geschehnisse, und nicht ein plumpes Sich-Hinstellen, um der Sache genüge zu tun.«

Bild: Welser Antifa

Plump wirkt vor allem die wortgleiche Presseaussendung, mit der die Stadt Wels in den vergangenen Jahren die »offizielle« Gedenk-Kundgebung angekündigt hat. Jedes Jahr das Motto »Niemals vergessen« und jedes Jahr setze man »erneut ein Zeichen für das Erinnern und gegen das Vergessen«. Ausgetauscht wird lediglich das Datum.



Blaue Parallelwelten

Soweit die Geschichte hinter der Entstehung von zwei Gedenk-Kundgebungen in Wels. Sie reiht sich an Ereignisse, die vom versuchten Aufbau blauer Parallelstrukturen in der Stadt zeugen. Vom Versuch einer Schwächung der Zivilgesellschaft. Etwa im Fall des FreiRaum Wels, dem der Bürgermeister im Herbst 2020 die städtische Subvention entzog. Dem Projekt stand das Aus bevor, während zeitgleich ein FPÖ-naher Verein in die Öffentlichkeit trat, der dem FreiRaum Konkurrenz zu machen drohte. Dass der FreiRaum immer noch existiert und heute sogar größeren Zuspruch erhält, ist dem unermüdlichen Engagement des ehrenamtlichen Vereinsvorstands sowie den vielen Unterstützer*innen zu verdanken.

Als das Medienkulturhaus Wels im Vorjahr neu ausgeschrieben wurde, schien sich die Geschichte zu wiederholen (siehe auch Versorgerin #138). Neben dem bestehenden MKH hatte es eine Einreichung aus dem Umfeld des lokalen Fernsehsenders WT1 gegeben. Die Nähe von beteiligten Personen zur FPÖ ließ bei den Unterstützer*innen des MKH die Alarmglocken schrillen. Ein weiterer Versuch, unabhängige Initiativen zu verdrängen. Zwar gelang es auch dieses Mal nicht, doch in beiden Fällen – FreiRaum und MKH – mussten die Beteiligten viel Energie und Ressourcen für die Rettung ihrer Projekte aufwenden, anstatt sich auf den tatsächlichen Vereinszweck fokussieren zu können: unabhängige Kulturarbeit und die Ermöglichung von zivilgesellschaftlichen, kreativen Räumen. Beides muss in einer Stadt wie Wels immer wieder neu erkämpft werden.

Geld für Gedenken

Zivilgesellschaftlichen Zusammenhalt beweist das Pogromnacht-Gedenken der Welser Initiative gegen Faschismus, das von Kirchen, den Gewerkschaften sowie mehr als 40 Organisationen mitgetragen wird. Aus den politischen Reihen waren dieses Jahr Vertreter*innen von SPÖ, ÖVP, Grünen, NEOS und KPÖ vor Ort. Schüler*innen des BRG Wallerstraße lasen zudem die Biografien jüdischer Opfer aus Wels vor.

Schüler*innen hätte Bürgermeister Rabl lieber zwei Tage später bei der Kundgebung der Stadt Wels gesehen und dafür sogar Geld angeboten: 200 Euro für Schulprojekte hätten Schulklassen für ihre Teilnahme erhalten sollen. Dubios, ungeheuerlich, der falsche Weg, eine Instrumentalisierung von Schüler*innen – so die Kritik der politischen Mitbewerber*innen. 200 Euro, um Teilnehmer*innen für eine von Beginn an schwach besuchte Veranstaltung anzulocken. Schlussendlich ging das Vorhaben nicht auf. Die Bildungsdirektion hat das Ansuchen der Stadt abgelehnt und die Kundgebung nicht als Schulveranstaltung genehmigt.

Judenhetzer auf Straßenschildern

Während der Gedenkveranstaltung der Welser Antifa wurde indes der Umgang der FPÖ mit der NS-Vergangenheit offen gelegt: »Während wir hier der jüdischen Opfer gedenken, wird wenige Kilometer entfernt auf Straßenschildern glühender Judenhetzer und NS-Verbrecher gedacht«, so Antifa-Vorsitzender Retzl in seiner Rede. Er spricht damit die Debatte um Straßenumbenennungen in Wels an. »Judenhetzer und NS-Verbrecher haben im Straßenbild definitiv nichts verloren!«

Konkret geht es um drei Straßen in Wels, die nach Franz Resl, Karl Heinrich Waggerl und Richard Kuhn benannt worden sind. Resl, der auf dem Straßenschild verharmlosend als »Mundartdichter und Humorist« bezeichnet wird, war ein glühender NS-Propagandist. Er war bereits ab 1933 illegales NSDAP-Mitglied und später Ratsherr in Linz. Seinen Judenhass verpackte er in Mundartgedichte. Auch nach dem Krieg blieb er seiner antisemitischen Grundhaltung treu. Ein Straßennamenbericht des Stadtarchivs vom Juli 2023 führt Resl gemeinsam mit Karl Heinrich Waggerl und Richard Kuhn in der Kategorie »erheblicher Diskussionsbedarf« an. Waggerl war als Mitglied im *Bund Deutscher Schriftsteller Österreichs* »in die NS-Literaturpropaganda voll integriert«, heißt es darin. Richard Kuhn beteiligte sich als Chemiker in der NS-Forschung und entwickelte ein militärisches Kampfgiftgas.[1]

SPÖ, Grüne und NEOS haben einen gemeinsamen Antrag für die Umbenennung dieser drei Straßen in die Gemeinderatssitzung vom 23. Oktober eingebracht. Straßennamen seien eine »wirkmächtige Form der Anerkennung von Personen«. Es handle sich um eine »Ehrung durch permanente Präsenz im öffentlichen Raum«. Für NS-Verbrecher darf es eine solche Präsenz nicht geben. Doch wird sie in Wels noch weiterhin bestehen, denn FPÖ, ÖVP und MFG haben den Antrag mit ihrer Stimmenmehrheit abgelehnt.

Zusatztafeln beschäftigen den Gemeinderat

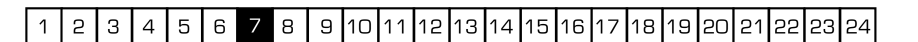
Die Debatte im Gemeinderat drehte sich großteils um die Frage von Zusatztafeln. Die ÖVP plädierte dafür, die bestehenden Straßenschilder mit Infotafeln zu ergänzen, anstatt die Geschichte der Stadt »auszulöschen«, wie sie es bezeichnet. Sprich: man solle dokumentieren, wie falsch der Zugang zum Nationalsozialismus in den 1960er-Jahren noch war, als die Straßen benannt worden sind. Die Dummheit von damals stehenlassen? Ein saloppes »es war halt früher so«? Und ist es denn heute anders, wenn Judenhetzer weiterhin im Straßenverzeichnis aufscheinen? SPÖ, Grüne und NEOS haben zwar Zusatztafeln vorgeschlagen. Allerdings nach einer Umbenennung. Festgehalten werden solle dabei nur, warum es dazu gekommen war.

Abschließend noch ein Kommentar zum erwähnten Straßennamenbericht, den das Stadtarchiv im Auftrag von Andreas Rabl nach drei Jahren Arbeit fertig gestellt hat. Ziel war es, jene Personen zu identifizieren, »deren Handlungen Diskussionsbedarf erfordern«. Untersucht wurde nach den Kriterien Antisemitismus, Nationalismus, Rassismus, antidemokratisches Handeln sowie strafrechtlich relevante Verbrechen. Heraus kamen 20 Namen. Warum aber neben NS-Apologeten auch Namen wie Bertolt Brecht oder Dwight D. Eisenhower zu finden sind, ist mehr als fragwürdig. Schon im ersten Satz des Berichts heißt es: »In den letzten zweieinhalb Jahrzehnten wurden wiederholt auch in Wels Straßenbenennungen kritisch hinterfragt – so unter anderem Ottokar Kernstock oder Dwight D. Eisenhower.« Kernstock, der Dichter des »Hakenkreuzliedes«, wird somit in einem Atemzug mit einer Person genannt, die wesentlich für das Ende des NS-Terrors in Europa verantwortlich war. Zum Thema Ottokar-Kernstock-Straße in Wels: diese wurde in den 1990ern umbenannt, in Thomas-Mann-Straße. Es geht also doch.

---

[1] Mehr zum Thema »Belastetes Pflaster«: http://www.thomasrammerstorfer.at/2022/12/30/belastetes-pflaster-strassennamen-mit-ns-bezug-in-wels/

Marina Wetzlmaier ist freie Journalistin und lebt in Wels/OÖ. https://wetzlmaier.wordpress.com/



There is power in a union

Stefan Dietl über die Renaissance der Gewerkschaftsbewegung in den USA.

Es war ein historisch einmaliger Vorgang. Praktisch über Nacht und ohne die sonst üblichen langen Vorankündigungen legte die US-Gewerkschaft United Auto Workers (UAW) drei Automobilwerke lahm, um einen neuen Tarifvertrag mit deutlich besseren Lohn- und Arbeitsbedingungen durchzusetzen. Die Arbeiter eines Lieferwagenwerks von GM in Missouri, einer Pick-up-Fabrik von Ford in Michigan und eines Stellantis-Montagebetriebs für Jeeps in Ohio verließen gleichzeitig ihre Arbeitsplätze. Zum ersten Mal in ihrer 90-jährigen Geschichte bestreikte die UAW damit die drei wichtigsten US-Autohersteller – die sogenannten »Big Three« – simultan.

Der gleichzeitige Angriff auf die »Big Three« im September traf die Unternehmen ebenso unerwartet wie die schnelle Eskalation des Konflikts. Denn nur eine Woche später legten die Beschäftigten in weiteren 38 Betrieben in 20 Bundesstaaten die Arbeit nieder. Binnen kurzem befanden sich so 30.000 Automobilarbeiter im Ausstand. Mit ihrer neuen »Hebelwirkungstaktik« hatte die UAW die Automobilriesen kalt erwischt. Unter Führung des erst vor sechs Monaten in einer Kampfabstimmung zum Vorsitzenden gewählten Shawn Fain verfolgte die UAW zum ersten Mal nicht ihre traditionelle Strategie, nur ein Unternehmen anzugreifen, um die mit ihm ausgehandelte Lösung dann als Muster den anderen beiden Konzernen zu unterbreiten, sondern suchte die Konfrontation mit allen drei Automobilherstellern zugleich. Fain, der sich als Kandidat eines linken Reformbündnisses, das für eine kämpferische und offensive Gewerkschaftsausrichtung eintritt, gegen die etablierten Kräfte in der UAW durchgesetzt hat, bricht auch mit der für die Automobilgewerkschaft sonst üblichen Kungelei hinter verschlossenen Türen. In der Vergangenheit wussten die Konzerne meist bereits Wochen im Voraus von Arbeitsniederlegungen und bereiteten sich entsprechend darauf vor. So konnte die Gewerkschaft durch kurzzeitige Mobilisierung ihrer Mitglieder Stärke zeigen, während zugleich der ökonomische Schaden für die Unternehmen gering blieb. Nun nahm die Gewerkschaft stattdessen immer neue Werke ins Visier, die befristet und zielgerichtet bestreikt wurden. Der Arbeitskampf wurde damit schrittweise ausgeweitet und für die Konzerne blieb ungewiss, welcher Standort als nächstes in den Streik einbezogen würde.

So legte die UAW ohne Vorwarnung auch Fords größte Produktionsstätte in den USA lahm. Das Werk in Louisville, Kentucky, ist das weltweit profitabelste des Autobauers und erwirtschaftet einen Jahresumsatz von 25 Milliarden Dollar. Etwa ein Sechstel der globalen Erlöse Fords. Der Aktienwert des Konzerns brach kurzfristig entsprechend ein.
Die konfrontative Strategie der UAW brachte die Unternehmen massiv in Bedrängnis. Immer wieder sorgten unerwartete Arbeitsniederlegungen für Störungen im Produktionsablauf. Eine Strategie, die letztlich aufging. Die Arbeiter erstreikten sich eine historische Rekordlohnerhöhung von 25 Prozent über 4,5 Jahre. Zudem konnte ein »Cost-of-Living Adjustment« durchgesetzt werden; die Löhne werden so jährlich automatisch an die Inflation angepasst – zusätzlich zur vereinbarten Lohnerhöhung. Daneben erzwang die UAW bessere Mitbestimmungsregeln und die Schaffung Tausender neuer Arbeitsplätze in den USA.
Denn der Streik der UAW fiel zugleich in eine Zeit des Umbruchs der Automobilindustrie. Die »Big Three« sind dabei, ihre Produktion auf die Fertigung von Elektroautos umzustellen und haben dazu zuletzt Milliarden investiert. Der Kampf der Gewerkschaft war daher mehr als nur ein Konflikt um höhere Löhne, es ging zugleich um Gewerkschaftsrechte in der Batterieproduktion, die Mitsprache der Belegschaften bei der Neugestaltung der Produktion, den Erhalt von Arbeitsplätzen und letztlich um die Frage, wer die Kosten der E-Mobilitätswende trägt und ob der Umbau der Automobilindustrie einzig und alleine auf dem Rücken der Beschäftigten stattfindet.

Gerade im Vorfeld des bald beginnenden US-Präsidentschaftswahlkampfes hatte der Streik damit auch eine politische Dimension. Joe Biden ist auf die Unterstützung der gewerkschaftlich organisierten Arbeiterschaft angewiesen, will er eine zweite Amtszeit erringen. Obwohl »Union-Joe« sich gerne als der »gewerkschaftsfreundlichste Präsident der Geschichte« bezeichnet, sieht die mit 400.000 aktiven Mitgliedern und 540.000 Ruheständlern zu den einflussreichsten Gewerkschaften Nordamerikas gehörende UAW die Biden-Administration aufgrund ihrer Propagierung der E-Mobilität ausgesprochen kritisch. Im Gegensatz zu anderen führenden Gewerkschaften unterstützt sie daher die Kandidatur Bidens bisher nicht. Der historische Auftritt Bidens, der als erster amtierender Präsident vor streikenden Arbeitern sprach und ihnen seine Unterstützung zusagte, folgte daher sehr offensichtlich wahltaktischem Kalkül.
Immerhin setzte sich der amtierende Präsident damit jedoch weit besser in Szene als sein Vorgänger und vermutlicher Herausforderer, dessen Versuch, den Streik der Arbeiter für sich zu nutzen, zur Blamage geriet. Gerade einmal 400 bis 500 Anhänger waren gekommen, um Donald Trumps Rede bei einem nicht gewerkschaftlich organisierten Automobilzulieferer in Detroit zu hören. Ob und wie viele Automobilarbeiter unter den Zuhörern waren, ist unklar. Als die Detroit News einen Teilnehmer mit »Gewerkschaftsmitglieder für Trump«-Schild ansprach, gestand er, kein Gewerkschaftsmitglied zu sein. Ein anderer mit einem Schild mit der Aufschrift »Autoarbeiter für Trump« sagte, er arbeite nicht in der Automobilindustrie.
Shawn Fain fand für den Auftritt Trumps deutliche Worte. »Es ist eine erbärmliche Ironie, dass der ehemalige Präsident eine Kundgebung für Gewerkschaftsmitglieder in einem nicht gewerkschaftlich organisierten Betrieb abhält«, so der UAW-Vorsitzende im Gespräch mit CNN. Trump sei ein Lobbyist der Milliardärsklasse und seine Politik mitverantwortlich, dass die Unternehmen auf dem Rücken der Beschäftigten Milliardenprofite erwirtschaften konnten. »Man muss sich nur seine Bilanz ansehen - seine Bilanz spricht für sich selbst«, so Fain, der eine Wiederwahl des ehemaligen Präsidenten als Katastrophe bezeichnet.

Dass sowohl Biden als auch Trump um die Gunst der Streikenden buhlen, zeigt, wie sehr sich das politische Koordinatensystem in den USA in den vergangenen Monaten verändert hat. Arbeitskämpfe und Klassenfragen stehen plötzlich wieder im Fokus der öffentlichen Aufmerksamkeit und die seit Jahrzehnten totgesagte US-Arbeiterbewegung ist als politischer Faktor in den öffentlichen Diskurs zurückgekehrt – und mit ihr der Klassenkampf. Denn nicht nur in der Automobilindustrie standen zuletzt die Bänder still. Der Streik der UAW ist vielmehr der Höhepunkt eines »Summer of Labour«, der von den massivsten Arbeitskämpfen seit Jahrzehnten geprägt war. Hollywoods Autoren und Schauspieler streikten zum ersten Mal seit 63 Jahren gemeinsam, der Internetgigant Amazon kämpft beinahe wöchentlich mit neuen Betriebsratsgründungen, 150 Starbucks-Filialen wurden bestreikt und in Los Angeles legten 6.000 Hotelangestellte die Arbeit nieder. Rund 340.000 Teamster bei UPS bereiteten sich wochenlang auf einen Arbeitskampf vor, übten öffentlich Streikketten aufzustellen und demonstrierten ihre Mobilisierungskraft, so dass der Logistikkonzern schließlich vorzeitig einknickte. Der Arbeitskampf der UAW ist laut Daten der Cornell University in den USA bereits der 17. Streik in diesem Jahr, in den mindestens 2.000 Arbeiter involviert sind. Daneben kam es zu hunderten weiteren kleineren Ausständen. Legten im Jahr 2021 noch 36.600 Beschäftigte die Arbeit nieder, waren es in diesem Jahr bereits 360.000. Alleine im August zählte das Arbeitsministerium 4,1 Millionen Streiktage. Zugleich verzeichnen die Gewerkschaften in Umfragen die höchsten Zustimmungswerte seit sechs Jahrzehnten und die Zahl der bei der Nationalen Arbeitsbeziehungsbehörde eingereichten Anträge auf Gewerkschaftswahlen stieg auf Rekordniveau.

Doch nicht nur die Zahl der Streiks wächst. Das Comeback der amerikanischen Gewerkschaftsbewegung geht auch mit einer Intensivierung und Radikalisierung der Klassenkämpfe einher. Sinnbildlich für diesen neuen offensiven Kurs der Gewerkschaften steht Shawn Fain und sein Aufstieg an die Spitze der UAW.
Immer wieder sorgt Fain mit seiner klassenkämpferischen und kompromisslosen Rhetorik für Schlagzeilen. »Die Mitglieder unserer Gewerkschaft haben eindeutig die Nase voll davon, von Gehaltsscheck zu Gehaltsscheck zu leben, während sich die Konzernelite und die Milliardärsklasse weiterhin wie Banditen bereichern […] Die Großen Drei haben die Bank gesprengt, während wir uns den Rücken gebrochen haben«, so der UAW-Vorsitzende bei einer Rede. Der Streik der Automobilarbeiter sei der »Kampf der Arbeiterklasse gegen die Reichen, der Besitzenden gegen die Habenichtse, der Milliardärsklasse gegen alle anderen.« Für Fain und seine Unterstützer geht es dabei um mehr als nur den Kampf für bessere Bezahlung. Er sieht die Gewerkschaften als Teil einer progressiven, sozialen Bewegung. »Als Gewerkschaft müssen wir den Kampf für wirtschaftliche Gerechtigkeit anführen – nicht nur für uns, sondern für die gesamte Arbeiterklasse.«

Bei der Wahl zum Vorsitzenden der UAW durchsetzen konnten sich Fain und seine Liste »Members Unite« vor allem dank der Basisbewegung »Unite All Workers for Democracy«, die zehntausende Dollar für seinen monatelangen Wahlkampf sammelte und deren zahlreiche Aktive unablässig für ihn warben. Voraus ging der Abstimmung ein jahrelanger Kampf um mehr Gewerkschaftsdemokratie und gegen das Bündnis der bisherigen Gewerkschaftsführung mit den Konzernen. Fains Wahl war die erste, bei der alle Mitglieder den Vorstand in direkter Wahl bestimmten. »Tausende von UAW-Mitgliedern haben unzählige Stunden in diese historische Kampagne zur Rückeroberung unserer Gewerkschaft investiert«, dankte Fain nach seinem Wahlsieg gegen den bisherigen UAW-Vorsitzenden Ray Curry seinen Unterstützern.

Ob die Renaissance der US-Gewerkschaftsbewegung auf Dauer ist, wird sich in den kommenden Monaten zeigen und nicht zuletzt davon abhängen, ob es den inzwischen zahlreichen linken Basisinitiativen weiterhin gelingt, sich innergewerkschaftlich zu verankern und mit ihrem kämpferischen Kurs durchzusetzen. Im Gegensatz zu weiten Teilen Europas können sie dabei immerhin an die Tradition der amerikanischen Gewerkschaftsbewegung anschließen. Es waren syndikalistische Basisorganisationen, die einst eine Schlüsselrolle beim Aufbau der US-Arbeiterbewegung und am Höhepunkt ihrer Durchsetzungsfähigkeit in den 1930er- und 40er-Jahren spielten.

Eines ist der neuen UAW-Führung jedoch bereits gelungen. Sie konnten der kulturkämpferischen und antiökologischen Rechten eine soziale Organisierung entgegenstellen und die Wut des Rust Belt in reale materialistische Kämpfe überführen.

---

*Stefan Dietl ist Autor und Journalist - zuletzt erschien von ihm das Buch »Die modernen Wanderarbeiter*innen. Arbeitsmigrant*innen im Kampf um ihre Rechte« im Unrast Verlag.*

Von der positiven zur negativen Dialektik

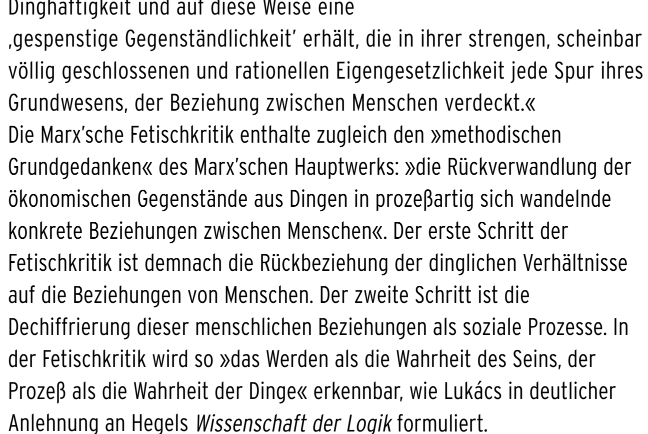
Vor 100 Jahren erschien »Geschichte und Klassenbewußtsein« von Georg Lukács. *Stephan Grigat* über das Buch und seine Bedeutung für die westliche Marx-Rezeption.

Vor 100 Jahren erschienen in Deutschland zwei Schriften, die zentrale Bedeutung für die Etablierung eines »westlichen Marxismus« hatten und die Grundlagen für die spätere Kritische Theorie der Frankfurter Schule von Autoren wie Theodor W. Adorno und Max Horkheimer legten: Georg Lukács' *Geschichte und Klassenbewußtsein* und Karl Korsch' *Marxismus und Philosophie*. Während Korsch lange vergessen war, prägte Lukács Generationen von Marxisten, die eine Gesellschaftstheorie jenseits des autoritären Marxismus-Leninismus zu formulieren versuchten.

Lukács gilt als Wegbereiter einer Marx-Interpretation, welche die Kategorie der Totalität in den Mittelpunkt des Interesses stellt, und die von ihren Gegnern gerne als »Hegelmarxismus« abqualifiziert wird. Trotz seiner späteren Parteinahme für die alternative Warenproduktion realsozialistischer Prägung war die Auseinandersetzung mit Lukács für die Kritische Theorie ebenso von großer Bedeutung wie für die undogmatischen Marxisten der 1960er, 70er und 80er Jahre. In den 1990er- und 2000er-Jahren bezogen sich vor allem Vertreter eines wertkritischen Marxismus auf ihn.

Der Fetischismus der kapitalistischen Warenproduktion ist für Lukács zentral. Die Warenstruktur beruhe darauf, »daß ein Verhältnis, eine Beziehung zwischen Personen den Charakter einer Dinghaftigkeit und auf diese Weise eine ‚gespenstige Gegenständlichkeit' erhält, die in ihrer strengen, scheinbar völlig geschlossenen und rationellen Eigengesetzlichkeit jede Spur ihres Grundwesens, der Beziehung zwischen Menschen verdeckt.«

Die Marx'sche Fetischkritik enthalte zugleich den »methodischen Grundgedanken« des Marx'schen Hauptwerks: »die Rückverwandlung der ökonomischen Gegenstände aus Dingen in prozeßartig sich wandelnde konkrete Beziehungen zwischen Menschen«. Der erste Schritt der Fetischkritik ist demnach die Rückbeziehung der dinglichen Verhältnisse auf die Beziehungen von Menschen. Der zweite Schritt ist die Dechiffrierung dieser menschlichen Beziehungen als soziale Prozesse. In der Fetischkritik wird so »das Werden als die Wahrheit des Seins, der Prozeß als die Wahrheit der Dinge« erkennbar, wie Lukács in deutlicher Anlehnung an Hegels *Wissenschaft der Logik* formuliert.



Georg Lukács als stellvertretender Volkskommissar für Unterricht während der ungarischen Räterepublik 1919 in der Regierung von Béla Kun.

Verdinglichung und Klassenbewußtsein

Geschichte und Klassenbewußtsein ist vor allem eine Untersuchung über den potentiellen Träger der Überwindung der Verdinglichung: das Proletariat. Anders jedoch als im Denken vieler marxistischer Aktivisten ist das Proletariat bei Lukács nicht von vornherein, von sich aus, nur auf Grund seiner gesellschaftlichen Stellung dazu fähig, die Verdinglichung zu überwinden. Lukács hält zwar an seiner Einschätzung fest, dass das gesellschaftliche Sein in seiner Unmittelbarkeit für Bourgeoisie und Proletariat dasselbe sei, schwingt sich in der Folge aber zu einer großangelegten Verteidigung des Erkenntnisprivilegs der ausgebeuteten Klasse auf. Das Klassenbewusstsein der Bourgeoisie sei objektiv falsch und bleibe auch stets falsch. Das Bewusstsein des Proletariats sei zwar zunächst auch falsch, müsse aber keineswegs falsch bleiben, da es in der Gesellschaft keine objektiven Schranken für dieses Bewusstsein gäbe.

Um am Erkenntnisprivileg des Proletariats festzuhalten, muss Lukács beim Proletariat einen unverdinglichten Rest konstruieren, obwohl er immer wieder auf die Totalität des Fetischismus hinweist und vom fetischistischen Schein spricht, »der alle Phänomene der kapitalistischen Gesellschaft umgibt«.

Lukács' Klassenfetisch

Lukács behauptet jedoch keinen Automatismus, der von der Existenz des Proletariats zur Entwicklung von Klassenbewusstsein im Sinne von Defetischisierung führt. Dass die Träger der Ware Arbeitskraft sich über ihr warenförmiges Dasein bewußt werden, ist bei Lukács nicht zwangsläufig der Fall, sondern nur eine Möglichkeit. Dass diese Möglichkeit nicht zur Wirklichkeit wird, schloss Lukács nicht ganz aus. Die Bourgeoisie wird nach Lukács in Krisen mitunter gezwungen, die Verdinglichung teilweise zu durchschauen. Diese lichten Momente ändern aber nichts an der grundsätzlichen »Blindheit der Totalität gegenüber.« Für das Proletariat erblickt Lukács eine widersprüchliche Entwicklung bezüglich des Fetischismus in Krisensituationen. Einerseits potenziere sich die Verdinglichung, andererseits würden die Fetische zunehmend versagen. Alle Versuche, zwischen gesellschaftlichem Sein und selbstbewusstem Bewusstsein einen Automatismus am Werke zu sehen, verweist Lukács in das Reich der Mythologie.

Für Lukács ist die Selbsterkenntnis des Proletariats zugleich die Erkenntnis der gesamten Gesellschaft. Doch allein die Tatsache, dass das Proletariat mit der Produktion unmittelbarer konfrontiert ist, bedeutet noch nicht, dass die ihm Zugehörenden tatsächlich auch von der Produktion ausgehen und alle scheinbar unabhängig von der Produktionssphäre existierenden gesellschaftlichen Formen auf die Produktion rückbeziehen. Das Proletariat kann sich seine in Form der Vorenthaltung der Bedürfnisbefriedigung real erlebbare Ausbeutung sehr gut durch die zu hohen Zinsen und die zu hohen Preise in der Zirkulationssphäre erklären. Genau hier setzt die Antisemitismustheorie der Kritischen Theorie ein, wenn sie darauf verweist, dass die Verantwortlichkeit der Zirkulationssphäre für die Ausbeutung »gesellschaftlich notwendiger Schein« ist, wie Adorno und Horkheimer in der *Dialektik der Aufklärung* schreiben. Die Bourgeoisie kann hingegen in Krisensituationen sehr schnell eine Ahnung von der Abhängigkeit des zinstragenden Kapitals von der Mehrwertabpressung in der Produktion erhalten. Die Wahrnehmung, dass es den einen »gut« und den anderen »schlecht« geht, gründet in der Fähigkeit zu Erfahrung. *Warum* das so ist, kann aber nur auf dem Wege des Denkens begriffen werden. Dieses Denken, das sich einen Begriff von der Differenz von Wesen und Erscheinung machen muss, ist zwar nicht unabhängig von der Klassenlage der Denkenden, aber keineswegs durch diese determiniert.

Mit der Postulierung eines objektiven Klassenbewusstseins des Proletariats stellt sich Lukács gegen die Marx'sche Vorstellung von der klassenübergreifenden Kraft des Fetischismus. Ohne Zweifel sind Klasseninteressen in den realen sozialen Gegebenheiten begründet. Lukács Begriff des objektiven Interesses meint aber mehr. Er unterstellt dem objektiven Interesse des Proletariats einen Emanzipationscharakter, obwohl als objektives Interesse, das nur aus den sozialen Gegebenheiten hergeleitet wird, streng genommen auch nur systemimmanente Interessen verstanden werden können.

Das Kapitalverhältnis kann nicht durch die konsequente Wahrnehmung von Interessen aufgehoben werden, da es diese Interessen selbst konstituiert. Lohnarbeiter als Lohnarbeiter wollen mehr Lohn, nicht den Kommunismus – was ihnen keinesfalls zum Vorwurf zu machen ist. Der Wille und das Interesse, die sich hier artikulieren, sind nicht jene von voraussetzungslosen Subjekten, sondern von gesellschaftlichen Charaktermasken. Die Verwirklichung einer allgemeinen Emanzipation kann demnach nicht die Verwirklichung eines Klasseninteresses sein, sondern nur die Überwindung von Klassen und ihren Interessen. Die Arbeiterklasse kann nicht den Sozialismus aufbauen, sondern der Aufbau des Sozialismus impliziert den Abbau der Arbeiterklasse.

Schon Adorno hat darauf verwiesen, dass wirkliche Freiheit nicht allein einer Klasse, sondern allen zugute käme: »Wäre Kritik der Gesellschaft nur das Interesse einer Klasse und nicht das konkrete der Menschheit, so wäre sie keinen Schuß Pulver wert.« Ein revolutionäres Subjekt kann daher auch nicht in Gestalt einer Klasse existieren, sondern nur als Summe jener unzufriedenen und leidenden Menschen, die in Reflexion auf die gesellschaftlichen Zwänge und im Bewusstsein ihrer trotz all dieser Zwänge stets existierenden Freiheit, Kritik formulieren und ein Interesse an emanzipativer Aufhebung und Abschaffung artikulieren: ein »seiner eigenen Konstitution wie Logik gemäß ins Nichts sich aufhebender antagonistischer Anti-Souverän der zum revolutionären Subjekt sich assoziierenden Individuen«, wie es der 2019 verstorbene Joachim Bruhn einmal formuliert hat.

Geschichte und Klassenbewußtsein ist der letzte ernstzunehmende Versuch, positive und negative Dialektik, wie sie aus dem Kapitalverhältnis selbst entspringen, noch einmal zusammen zu zwingen. Die Identifizierung der Totalität mit dem Proletariat, die in der Kritischen Theorie dann negiert werden wird, äußert sich bei Lukács noch darin, dass das, was in der Methode antizipiert wird – die sich selbstbewußt produzierende und reproduzierende Gesellschaft – ausschließlich in Verbindung mit dem Proletariat gedacht wird, das dieses Antizipierte in der Praxis erst noch umzusetzen hat. Dennoch ist es richtig, *Geschichte und Klassenbewußtsein* als »Anfang vom Ende des Marxismus als Emanzipationstheorie der Arbeiterklasse« zu begreifen, wie Michael Koltan es formuliert hat. Bereits Mitte der 1920er-Jahre war der Widerspruch zwischen dem weltgeschichtlichen Auftrag, den das Proletariat von Marx erhalten hatte und von Lukács in Erinnerung gerufen bekam, und dem tatsächlichen Desinteresse großer Teile des Proletariats an einer revolutionären Vollendung der menschlichen Emanzipation so groß, dass die materialistische Kritik darauf reagieren musste. Nicht nur Lukács, sondern auch Karl Korsch stand vor der grundsätzlichen Frage, warum die in der Theorie stets behauptete Notwendigkeit (verstanden im Sinne von Zwangsläufigkeit) der Revolution nicht schon längst Wirklichkeit geworden war. Die Rückbesinnung auf die Marx'sche Fetischkritik war dafür naheliegend.

Was Lukács mit *Geschichte und Klassenbewußtsein* noch einmal versuchte, war das Unterfangen, den offensichtlichen Bruch zwischen Theorie und Praxis mit einem von Michael Koltan zu Recht als »theoretischen Kraftakt« charakterisierten Unterfangen zu kitten – ein Unterfangen, dessen Aussichtslosigkeit spätestens mit dem Sieg des Nationalsozialismus in Deutschland offen zu Tage trat. Wie die von Lukács durchaus in Betracht gezogene, aber nicht für sehr wahrscheinlich gehaltene Möglichkeit, dass sich große Teile des Proletariats in der Krise den Fetischen der kapitalakkumulierenden Gesellschaft vollkommen unterordnen anstatt sie zu überwinden, historisch im Nationalsozialismus auf ganz spezifische Art und insbesondere durch den Antisemitismus Wirklichkeit werden sollte, konnte Lukács zur Zeit von *Geschichte und Klassenbewußtsein* noch nicht wissen. Es ist ihm nicht vorzuwerfen, dass er die klassenübergreifende Anziehungskraft des Nationalsozialismus nicht vorausgesehen hat, aber es ist darauf hinzuweisen, dass sich in *Geschichte und Klassenbewußtsein* kaum Kategorien finden, die zum Verständnis der Begeisterung von großen Teilen des deutschen Proletariats für die deutsche Variante des kapitalaffirmativen Antikapitalismus beitragen könnten.

Die Aufgabe der Reflexion des Nationalsozialismus vor dem Hintergrund der Marx'schen Fetischkritik stellte sich erst der Kritischen Theorie von Adorno und Horkheimer, für die Lukács zwar als eine Art Stichwortgeber fungierte, die aber im Angesicht der Katastrophe Dialektik dahingehend neu bestimmten, dass sie nur mehr als negative zu haben ist. Nach der keineswegs bloß in der nationalsozialistischen Propaganda, sondern im gemeinsam begangenen Massenmord und im Vernichtungskrieg *real* vollzogenen Aufhebung der Klassen in der Volksgemeinschaft muss sich eine kritische Theorie der Gesellschaft von der Hoffnung auf die emanzipativen Potentiale des Proletariats endgültig verabschieden. Da der für den Traditionsmarxismus konstitutive Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit kein außerhalb jeglicher Geschichtlichkeit existierendes Verhältnis ist, kann er auch nicht unberührt bleiben von dem, was in der Kritischen Theorie als negative Aufhebung der Klassengesellschaft thematisiert wurde. Das proletarische Interesse hat sich im Nationalsozialismus mit dem Staat verbündet und sich an das Vernichtungswerk gemacht.

Nicht zuletzt aus dieser Erfahrung resultiert eine unbedingte Parteilichkeit gegen jede Art falscher Unmittelbarkeit. Neben dieser Parteinahme für die Vermittlung und den daraus resultierenden Interventionen gegen jeden Versuch ihrer barbarischen, antisemitischen Aufhebung kann es Gesellschaftskritik nicht um eine Klassenbewusstseinstheorie im Sinne von Lukács gehen, sondern einzig um den Versuch, inmitten der falschen Gesellschaft individuelle und gesellschaftliche Selbstreflexion zu ermöglichen, um die Reste jener vom Zwang zu Kapitalproduktivität und Staatsloyalität systematisch beschädigten Mündigkeit zu retten, die eine Grundbedingung zur Verwirklichung von Freiheit ist.

Eine ausführlichere Fassung des Textes (mit zusätzlichen Anmerkungen zu Lukács' späterer Parteinahme für den autoritären Staatssozialismus) findet sich auf versorgerin.stwst.at.

Stephan Grigat ist Professor für Theorien und Kritik des Antisemitismus an der Katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen, *leitet das* Centrum für Antisemitismus- und Rassismusstudien *(CARS) in Aachen und ist u.a. Herausgeber von »Kritik des Antisemitismus in der Gegenwart: Erscheinungsformen – Theorien – Bekämpfung« (Nomos 2023). Seine Studie »Fetisch und Freiheit: Über die Rezeption der Marxschen Fetischkritik, die Emanzipation von Staat und Kapital und die Kritik des Antisemitismus« wurde 2007 bei ça ira veröffentlicht und ist 2023 im 4., unveränderten Nachdruck erschienen.*

Der Kolonialismus der Bewunderung

Dritter Teil von Richard Schuberths Reihe »Byron auf dem Diwan, Postkolonialismus auf der Couch«.

»Einer der schönsten Momente im Leben eines Menschen ist, denke ich, der Aufbruch zu einer weiten Reise in unbekannte Länder. Mit einer gewaltigen Anstrengung schüttelt er da die Fesseln der Gewohnheit, die bleierne Last der Routine, den Mantel vieler Sorgen und die Sklaverei der Zivilisation ab und fühlt sich wieder glücklich.«
Richard Francis Burton

Nur oberflächlich erfüllte George Bethune English, der erste US-Amerikaner, der zum Islam konvertierte, die Kriterien eines *Byron'schen Helden.* Und obwohl Lord Byron religiöser war, als man ihm zugestand, verkörperte English eher den Typus des theologischen Strebers. Seine naive Religionskritik, welche die Faktizität der Heiligen Schrift in Frage stellte, brachte ihm die Exkommunizierung durch die *Church of Christ* ein. Dieser hochgebildete Rebell soll die Cherokeesprache erlernt und sich früh für den Koran interessiert haben. Nach seinem Dienst in der US-Marine ging er 1812 als Söldner nach Ägypten, ins Reich des reformorientierten albanischen Gouverneurs Muhamad Ali, lernte Türkisch und Arabisch, wurde Muslim und zeichnete sich als Militärberater und Artillerist im Feldzug des Ismail Pascha gegen die aufständische Provinz Sennar im Sudan aus. Als verdeckter Agent der US-Regierung erwirkte er Handelsverträge mit dem Osmanischen Reich. Bis dahin hatten die USA ihre Orientgeschäfte über die Flotte des ehemaligen Kolonialherren Großbritannien abwickeln müssen. Als autonome Wirtschaftsmacht konnten sie dank Englishs verdeckter Mission nun auch in den lukrativen Opiumhandel einsteigen. Welch ungewöhnliche Rolle dieser Exzentriker in der Geschichte auch immer einnehmen mochte, er war kein Einzelfall.
Was wäre die Expansion des Westens ohne all seine Aussteiger, Abenteurer, Forscher, Exotisten, Kulturverräter, Apostaten, Konvertiten und Glücksritter gewesen, deren kulturelle Aufgeschlossenheit den Weg zu neuen Absatzmärkten und Herrschaftsdomänen ebnete. Wer wie ich die heute in postkolonialem Gewand posierenden romantischen Moden von Kulturrelativismus sowie Zivilisations- und Europaverachtung in frühen Jahren schon wie Mumps und Masern absolviert hat, den kann die Erzählung vom konstanten Chauvinismus des Westens nur verwundern, und umso aufgeregter deklamiert man sie, je mehr sie von einer Unzahl historischer Ambiguitäten in Frage gestellt wird. Mit den diversen Rassismen ist man schnell durch, die Verdinglichungen jedoch, die das Fremde, das Andere, das Exotische durch dessen Aufwertung erfahren, stellen uns interessantere intellektuelle Aufgaben – schon allein, weil die fremdenfreundliche Maske ohne Piepsen die antirassistische Sicherung passiert.
Oft geht die Idealisierung fremder Kultur mit der heimlichen Gewissheit der eigenen Überlegenheit einher; das Fremde muss seine Bedrohlichkeit verloren haben. Der kulturrelativistische Protest gegen europäische Arroganz ist selbst Bestandteil dieser. Das Fremde muss sich objektivieren lassen, um den Kapitalisten Rohstoffe und den Schwärmern Identität zu liefern.
Da die neuen Moden zwischen Postkolonialismus und kritischer *Käsigkeit* schwer ihre kulturalistische Denkbasis verheimlichen können und ihnen ökonomische und politische Repression weniger Empathie mit den Unterdrückten abringt als jene durch böse westliche Episteme, müssten ihnen all die »weißen« Exotisten der Geschichte als Vordenker erscheinen, als eine Art »Gerechte unter den Völkern«, jedenfalls singuläre Erscheinungen innerhalb eines hegemonialen Rassismus. Doch hat die woke Welterklärung weder einen Begriff davon, wie stark diese exotisierenden Strömungen die westliche Geistesgeschichte durchströmten, noch wie sehr sie die diversen Ausprägungen des Imperialismus ebenso untermauerten, wie es Rassismus und Chauvinismus taten, und am wenigsten versteht sie, wie sehr die Parteinahme für fremde Kulturen gegen den Universalismus den romantischen Urgrund aller Faschismen darstellt, obgleich ich aus eigener Erfahrung nachempfinden kann, für welch progressives Anliegen man sie halten kann, wenn man diese Zusammenhänge nie reflektiert. Dass hinter dem Etikett Universalismus auch eurozentrischer Partikularismus auftrumpfte und Partikulares zum Abschuss freigegeben wurde, darf jedoch nie aus dem Blick verschwinden.

Westliche Aufklärung zur Überwindung westlicher Herrschaft

Die dominante Vorstellung von der Synergie von zivilisatorischem Chauvinismus, christlichem Missionarismus und biologischem Rassismus erlebte ihre Höhepunkte in der Hochzeit des Imperialismus von 1890 bis 1920 und wird gerne ahistorisch in alle vorangegangenen Epochen rückprojiziert. Zu Byrons Zeiten waren Fremdenangst und offene Verachtung für fremde Kulturen wie heute auch Haltungen des unteren Mittelstandes. Sich vom Fremden fasziniert zu zeigen oder sich in salbungsvollem Respekt zu üben hingegen – ganz wie heute – ein zentrales Distinktionsmerkmal, mit dem sich das Bildungsbürgertum von den unteren, ungebildeteren Schichten sowie den christlichen Chauvinisten abhob. Seit Rousseau sowie Bougainvilles und Cooks Südseeexpeditionen gehörten Skepsis gegenüber der eigenen Zivilisation und progressive Positionen wie Antiabolitionismus durchaus zum *bon ton.*

Kolonialismus als Identitätscoach

Einer ebenso beliebten wie falschen Analogisierung zufolge müssten ökonomische Ausbeutung und politische Unterwerfung stets mit kulturellem Chauvinismus einhergehen. Gerade die Briten waren sehr geschickt darin, ihre Nichteinmischung in lokale Kulturen als deren Respekt zu verkaufen. Lediglich war man nicht an der Herausbildung von akkulturierten lokalen Eliten interessiert, die den eigenen Herrschaftsanspruch mit westlichen Ideen in Frage stellten, noch an Proletariern, die sich mit jenen subversiven Strömungen infizierten, die man in *Old Europe* gerade noch niederzuhalten versuchte. Völlig anders in der Frühphase der britischen Kolonialambitionen in Indien, deren Profiteure ein authentisches Interesse an den lokalen Kulturen nahmen. Zwar handelte es sich bei den Beamten der East India Company um ausgefuchste Pragmatiker, die geschickt Rivalitäten der Fürstentümer auszunutzen wussten und der Bevölkerung nicht weniger Steuern abpressten, als die Maharadschas es taten, doch zeichneten sie sich zudem durch eine bemerkenswerte kulturelle

Flexibilität aus. Der erste Generalgouverneur von Bengalen Sir Warren Hastings wurde in London 1785 vor Gericht gestellt wegen Korruption, des widerrechtlichen Einmarschs ins Fürstentum Awadh und der Aneignung des Palastschatzes – einer der weiteren Anklagepunkte hieß bemerkenswerterweise »Vergehen gegen das Wohl des indischen Volkes«.

Der zutiefst eurozentrische Anti-Eurozentrismus neigt dazu, die britische Raj als Fremdherrschaft zu deuten, die feudalen Regime der aus dem Norden eingewanderten muslimischen Mogule und ihrer Nachfolger aber nicht. Da Helmut Qualtinger zufolge alle Chinesen Japaner sind und aus der provinziellen Fernperspektive Europas das tausendgestaltige Indien als eine Kultur erscheint, wird die Unterdrückungspraxis der muslimischen Maharadschas als irgendwie authentischer und den lokalen Bedürfnissen angemessener vorausgesetzt als die britische Verwaltung, die erst ab 1848 den Charakter jener totalen Herrschaft annahm, als die sie der Geschichte im Gedächtnis blieb. Man käme vermutlich nicht auf die Idee, eine tschechische Eroberung Spaniens als »artgerechter« zu empfinden als eine indische, was zu einer kritischen Revision des Begriffs der *Fremdherrschaft* einladen könnte.

Typologien der kulturellen Grenzüberschreitung

Mannigfaltig wäre eine Typologie der Xenophilen, Ethnoromantiker, Kulturgrenzüberschreiter. Sie müsste jedenfalls mit deren jeweiliger Epoche und sozialer Herkunft abgeglichen werden. Provisorisch ließe sich trotz aller motivischer Verflechtungen ein *aristokratisch-indifferenter*, ein *bürgerlich-romantischer* und ein *pragmatisch-realistischer* Typus der kulturellen Grenzüberschreitung voneinander unterscheiden. Der einzige darunter, der nicht zum angeblichen Romantiker Lord Byron passte, wäre der romantische.

Der *pragmatisch-realistische* Typus gelang am besten Menschen, die in ihren Herkunftsgesellschaften Außenseiter waren und den Fremden ohne große ideologische Agenda begegneten, ohne Rousseau, Ossian oder Unbehagen an der Moderne, »denn die feinen Köpfe beobachten wohl wissbegieriger, aber sie machen sich ihren Vers dazu« (Montaigne). Meist waren sie die Vorhut der westlichen Expansion: Geflüchtete, Jäger, Händler, Seeleute, Abenteurer. Oft begegneten sie den Autochthonen, mit denen sie klarkommen mussten, weniger mit Sympathie als mit taktischer Empathie. In der Welt des frühneuzeitlichen Orienthandels waren das besonders häufig sephardische Juden als transkulturelle Mediatoren, in Nordamerika auffällig oft neben Franzosen Hochlandschotten und irische Gälen, die mit Native Americans mitunter besser konnten als mit Engländern. Als Kategorie für sich, als historische Figur, der niemand glich, ragte hier William Johnson (1715–1744) heraus. Johnson entstammte einer alten irischen Familie, die nach der völligen Unterwerfung Irlands per Religions- und Namenswechsel zumindest das Privileg des Grundbesitzes behalten konnte. Von seinem Onkel Peter Warren, einem Freibeuter und Admiral der britischen Marine, als Agent seines Pelzhandelsunternehmens in die Wildnis am Mohawk River gesetzt, erlernt er Sprache und Sitten der Haudenosaunee (Irokesen) und wird deren Lobbyist bei der Kolonialverwaltung. Als findiger Biberfellhändler von der niederländischen Händlerbourgeosie in New York und Albany ebenso gehasst und geschnitten wie von den englischen Militärs wegen seiner Erfolge in den Franzosenkriegen, wird er zu deren Leidwesen als zweiter Kolonist in der Geschichte Nordamerikas von London aus in den Adelsstand erhoben. In seinem kleinen Königreich gelingt es ihm, die Zerstörung der indigenen Gesellschaft um eine Generation aufzuhalten, indem er sie vor Landgrabbern schützt und nur Siedler und Handwerker auf sein Land holt, die er zu dessen Kultivierung und einem harmonischen Auskommen mit den Indianern für tauglich hält.

Edle Wilde und wilde Edle

Viele der französischen Amerikakolonisten dieser Zeit, die dem Frondienst entkamen, verspürten wenig Lust, sich unter feudalen Bedingungen auch jenseits des Atlantiks wieder an die Scholle zu binden und assimilierten sich als *coureurs des bois* der Kultur der Natives. »Während alle Völker der zivilisierten Welt die Gewohnheiten der Franzosen annehmen«, schreibt der schwedische Naturforscher Peter Kalm um 1750, »nehmen sie selbst in Amerika die Sitten der Indianer an.« Doch nicht nur sie, auch die Söhne ihrer ehemaligen Fronherren verspüren, so es sie als Offiziere oder Beamte in die Kolonien verschlug, den Ruf der Wildnis. Es etabliert sich bei ihnen der Brauch, für einige Monate als Jäger in den Wäldern zu verschwinden und Lebensstil und Tracht der Algonkin und Irokesen anzunehmen.

Der aristokratische Exotist fühlt sich verständlicherweise weniger vom geringeren Klassengefälle oder gar der Egalität fremder Völker angezogen als von kriegerischen Tugenden und der Jagd, und mitunter gefällt er sich darin, mit den *bons sauvages* vor den Augen der Bürger der eigenen Gesellschaft auf Augenhöhe zu verkehren. Er ist noch ganz dem Kosmopolitismus seines Standes verpflichtet, der ihn kulturell nicht an die unteren Stände bindet. Das Erste, was ihn an fremden Gesellschaften interessiert, ist stets die Rangfolge. Wohlgemerkt war das Einzige, was den englischen Hof um 1600 an der von ihm hofierten Pocahontas störte, dass sie mit einem dahergelaufenen Händler namens John Rolfe in einer Mesalliance lebte, schließlich galt sie als Prinzessin und war Tochter des mächtigen Königs Powhatan.

Das Prachtbeispiel des aristokratischen Exotismus ist Byrons weibliches Vorbild Lady Mary Montagu, die Gattin des britischen Botschafters in Istanbul: Sie überschreitet 1716 die Kulturgrenzen mit einer furchtlosen Nonchalance, als schlüpfte sie vom Morgen- in den Abendmantel. Auffälligstes Merkmal dieses Typus ist ostentative Unbeeindrucktheit, so als verhöhnte dieser Habitus bewusst die Reaktionsmodi der bürgerlichen Schichten: abwertendes Fremdeln oder dessen Kompensation, die enthusiastische Überidentifikation. Im überschwänglichen Klima seiner Zeit hatte Lord Byron leichtes Spiel, sich durch aristokratische Selbstverständlichkeit im Umgang mit fremden Milieus zu distinguieren und auf seinem Pferd die Kulturmauern zu überspringen, welche die Schwärmer ängstlich zu überklettern versuchten. In seinen orientalisierenden Versdichtungen (den *Turkish Tales*) blieb Byron dem Publikum all die Vignetten orientalischer Pracht schuldig, mit denen andere romantische Orientalisten das Bedürfnis des Publikums nach Differenz fütterten, dafür versorgte er es mit dem unerreichbaren Ideal eines düsteren Helden, der sich auf fremden Diwanen fläzte, als wäre er darauf aufgewachsen. Nichts, worüber Byron sich in seinen manischen Eigenrelativierungs-Travestien nicht lustig gemacht hätte, doch kaum war der Mythos in die Realität entfleucht, wurde er zu einer gern imitierten Selbststilisierung des imperialistischen Zeitalters: der dämonische Außenseiter, der die eigene Zivilisation und die verhasste unheroische Zirkulationssphäre durch kulturelle Apostasie verhöhnt, und doch in keiner Kultur Fuß fasst. Niemand ist besser als Kundschafter, Mediator und Söldner für den Kolonialismus instrumentalisierbar, so sehr er diesen auch hassen mag.



Prachtbeispiel des aristokratischen Exotismus: Lady Mary Wortley Montagu in einer Lithografie von A. Devéria nach C. F. Zincke

Lang ist die Liste dieser außergewöhnlicher Gentlemen (und Gentlewomen), die verleugnete Mutter dieser konzeptuellen Teufelskerle aber hatte das Terrain völlig ohne Byron'sche Vermittlung erobert. Lady Hester Stanhope, die fleischgewordene Übertreibung des aristokratischen Exotismus, schon in England Verweigerin diverser Frauenrollen und kraft ihrer Zugehörigkeit zum Hochadel mit ehrfurchtgebietendem Selbstbewusstsein ausgestattet – mit gezücktem Säbel und türkischer Männertracht ritt sie in vollem Galopp dreihundert syrischen Nomaden entgegen, und hatte sich bis an ihr Lebensende, das sie als weiblicher Emir in den libanesischen Bergen beschloss, Achtung und Ausnahmestatus seitens dieser patriarchalen Gesellschaft gesichert. Mit einiger Fantasie könnte sie auch als AhnherrIn der queerfeministischen Schwäche für islamische Befindlichkeiten figurieren. Unsolidarisch mit anderen Frauen, die sie verachtet, versucht sie als konzeptueller *Butch* den höchsten narzisstischen Adelsschlag, die Achtung misogyner Krieger, zu erlangen, um mit ihnen sich gegen die blasierten Schwächlinge des Westens zu verbünden. Wie Byrons Neider Edward Trelawny genussvoll berichtete, war Byron mächtig neidisch auf seine Standesgenossin, die ein Leben lebte, das er so gerne gelebt hätte. Rassistische Geringschätzung der Kolonialisierten ist eben nur eine besonders augenfällige und meist auch dominante Haltung jenes vielschichtigen und variablen Herrschaftssystems, das als Kolonialismus bezeichnet wird. In Afrika zum Beispiel war die Förderung und Konstruktion tribaler Strukturen häufiger als ihre Zerstörung. Weit mehr als verwaltungstechnische Funktionalität und ein Mittel, Klassensolidarität, zum Beispiel der Minenarbeiter des Copper Belt in Sambia und Kongo, zu »unterminieren«, manifestierte sich darin auch die modernefeindliche Romantisierung des unverfälschten Stammes als Urmodell nationaler Homogenität. Die Plantagenbesitzer Kenias und Tansanias überspielten ihre oft kleinbürgerliche Herkunft ebenso mit der Rekonstruktion vorindustrieller Feudalherrlichkeit, wie sie ihre antimodernistischen Ressentiments darin auslebten. Als bewunderte Highlander in dieser fiktionalen Familienaufstellung figurierten die Massai und Samburu. Wie der Ethnologe William Arens eindrücklich dokumentierte, zeigte die britische Kolonialgesellschaft eine gewisse Verachtung gegenüber gemischtethnischen Siedlungen wie Mto Wa Mbu, wo er forschte, ebenso, wie sie der aufsteigenden Schicht sich verwestlichender schwarzer Beamter mit unverhohlener Arroganz begegnete. Der unverfälschte patriarchale Krieger der Berge wurde als Gegenmodell zu einer Modernisierung und kulturellen Bastardisierung gefördert, deren Ablehnung mit allen Ingredienzien des antisemitischen Stereotyps gesättigt war.

Ideologische Versuchsanordnungen

Der byronische Exotist der ersten Jahrhunderthälfte war ein Produkt des revolutionären Zeitalters, sein rebellischer Individualismus noch ebenso unentschlossen wie die romantischen Strömungen selbst, in denen fortschrittliche Positionen mit konservativen schwanger gingen und der frühe Nationalismus zuweilen noch jakobinisch und nicht völkisch auftrat. Hinter der Sehnsuchtsformel *Freiheit*, die schon allein aufgrund der Unkenntnis materialistischer Wirtschafts- und Klassentheorie noch das Recht auf liberale Naivität beanspruchen durfte, behauptete sich alles Mögliche in wildem Durcheinander, von konkreten politischen Zielen bis zu emotionaler Transzendenz. Kulturelles Grenzgängertum, das oft auch zur Assimilation an fremde Konservatismen führte, konnte sich noch als Provokation eurozentrischer Verbohrtheit und somit als fortschrittliches Projekt verstehen, eine glückliche Arglosigkeit, welche es an die Hippies, Trikontsolidarischen und abertausende Ethnologiestudenten (ich war einer von all diesen Spezies) weitergaben. Diese staunten nicht schlecht, wenn sie sich in den Dschungeln und Basaren Exotistans plötzlich nicht nur in Gesellschaft europäischer Faschisten oder konservativer Kulturrelativisten wiederfanden, sondern in diesen die hässlichen Spiegelbilder der unverstandenen Konsequenz ihrer eigenen zivilisationskritischen Sentiments erblickten. Vereinfacht lässt sich sagen, dass die linken Exotisten vor der repressiven Ordnung ihrer Gesellschaft in die Ambivalenzen Exotistans flüchteten, während ihre rechten Kollegen ebendort verloren gegangene Ordnungen zu finden suchten, um sie gegen eine identitätsauflösende Moderne zu rüsten. Die Rechten waren erfolgreicher als die Linken, denn deren angebliche Ambivalenzen Exotistans waren nur die ins Ideelle gewendeten Negativprojektionen der heimischen Rassisten – womit sie das Fremde nicht besser verstanden, sondern erst wieder zum Objekt ihrer Eurozentrismuskritik degradierten. Die ist dadurch aber um nichts weniger eurozentrisch.

Es verwundert nicht, dass Edward Said in seinem Buch *Orientalismus* einen der fanatischsten Byronisten, den Poeten Wilfrid Scawen Blunt, als löbliche Ausnahme anführt. Blunt versuchte, sein Vorbild Byron nicht nur an Exotismus und Anzahl seiner Affären zu übertreffen, sondern festigte das mystische Band zur Ikone, indem er Byrons Enkelin Anne Noel heiratete. Sein Antiimperialismus landete über den Umweg des irischen Widerstands beim ägyptischen des Ahmed Urabi und endete beim Apologetentum für den politischen Islam. Lang ist die Liste der Gentleman-Konvertiten zum Islam.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts nahm ein Orientalismus zu, der nicht die genderfluide Dekadenz östlichen Luxus suchte, sondern alte Werte und Manneszucht (und manchmal auch Mannesunzucht), also nicht das *Persische*, sondern das *Spartanische* im Fremden. Im virilen Stolz von Stammeskriegern, gleich ob bei Massai, Apachen, Skipetaren oder arabischen Beduinen, sahen diese mal mehr, mal weniger protofaschistischen Rebellen das ideelle Gegenmodell zur entzauberten, effeminierten, technisierten und »verjudeten« Zirkulationssphäre einer dem Untergang geweihten Zivilisation. Zwar sehnte man nicht unbedingt eine kathartische Invasion des schönen, rücksichtslosen Barbaren herbei, würde indes alles daran setzen, um selbst einer zu werden. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl dieses orientalistischen Personals war schwul, und fand Obdach in Männerkulturen mit ihren richtungsweisenden Multipacks aus Wert- und Worttreue, Tapferkeit, Männerliebe und Misogynie. Dieser Nexus zieht sich erstaunlich unaufgearbeitet durch alle rechten Bewegungen des Westens, auch wenn die nicht nur kulturelle Libido wegen antimuslimischer Programmatik zeitweise von den Pheromonen stolzer Wüstensöhne auf die slawischer Warlords wechselte. Michel Foucaults Hoffnung in die »politische Spiritualität« der iranischen Revolution war nicht unbedingt Ausdruck rechter Gesinnung, aber teilt sich mit dieser einige Wurzeln in antiwestlicher Romantik.

Aufgeklärter Kulturrelativismus als Ausweis von Neugierde, Weltoffenheit und Unbehagen mit dem Eigenen ist wohl ein lehrreiches Stadium der persönlichen Entwicklung. Und mag allemal sympathischer sein als ein unreflektierter Universalismus, der von Anfang an alles besser weiß, ohne sich dialektisch schutzgeimpft zu haben. Die postkoloniale Erzählung aber beschränkt sich auf die beschämend triviale Polarisierung von westlicher Selbstaufwertung und Abwertung des Nichtwestens. Faschismus, Nationalsozialismus, Rassismus, Imperialismus und abendländische Vernunft erscheinen hier als Glieder eines einzigen bleichgesichtigen Verderbens. Ihre Erzähler aber sind blind für eine wirkmächtigere alternative Erzählung: die Idealisierung fremder Partikularismen zur Rechtfertigung des Widerstandes gegen alles, was an der *Nennen-wir-es-Moderne* schlecht, aber auch gut war. Der Faschismus ist aber eher Teil dieser Erzählung (deren vorletzte Metamorphose der *Differenzialistische Rassismus* war). Und die können sie nicht verstehen, weil sie selbst deren jüngstes Kapitel schreiben.

Eine ausführlichere Fassung dieses Textes findet sich auf *versorgerin.stwst.at*

Richard Schuberth, geb. 1968, ist Schriftsteller und lebt in Wien. Nach dem Band »Die Welt als guter Wille und falsche Vorstellung. Ein identitätspolitisches Lesebuch« (2022) ist gerade bei Drava die Anthologie »Rückkehr des Dschungels« erschienen.

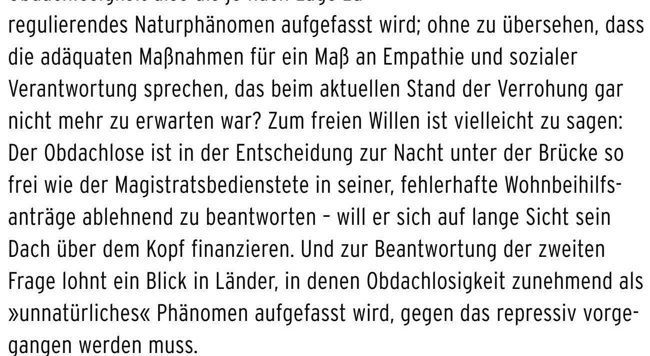
Richard Schuberth: Rückkehr des Dschungels Essays und andere Texte 2017–2023
Drava Verlag, 200 S., bereits erschienen

In seiner nunmehr vierten »Florilegium« versammelt Richard Schuberth Essays, Glossen, Artikel, Satiren, Interviews und Interventionen aus sechs Jahren. Texte, die inhaltlich in seinem konzeptuellen Reader »Die Welt als guter Wille und schlechte Vorstellung« keinen Platz fanden: ein pralles, fettes Dschungelbuch ...

Räumung des öffentlichen Raumes

Paul Schuberth schreibt über die steigende institutionalisierte und »zivilgesellschaftliche« Gewalt gegen Obdachlose.

Wien ist die lebenswerteste Stadt der Welt. Zugegeben, diese Behauptung beruht auf einer Umfrage unter sogenannten Expats. Aber womöglich genießen diese an Wien auch, nicht permanent durch allzu sichtbare Armut anderer auf ihre eigenen Privilegien hingewiesen zu werden. Würden sich Lifestylemagazine für die Meinungen und Vorlieben von Obdachlosen interessieren, könnte das Ergebnis einer entsprechenden Befragung ähnlich lauten: Die Aufstockung der Notschlafstellen sei bisher »ganz gut angenommen« worden, urteilten verschiedene Mitarbeiter der Notquartiere Wiens im August dieses Jahres. Nach einer Mord- und Mordversuchsserie an obdachlosen Menschen im Sommer war diese Maßnahme notwendig geworden. Die zitierte Formulierung wirft Fragen auf: Wie schafft man es, an ihr unerträglich zu finden, dass sie Obdachlose zu Kunden umlügt, die immerhin zwischen dem gefährlichen Angebot der Straße und dem der Notschlafstelle entscheiden können; ohne zu übersehen, dass die Formulierung auch für Respekt vor Obdachlosen und ihrem freien Willen steht, und dass der Obdachlose als Kunde zumindest rhetorisch eingemeindet bleibt? Ist es möglich, es befremdlich zu finden, wie plötzlich Mittel für zusätzliche Schlafplätze freigemacht werden können – obwohl Meldungen über überfüllte Quartiere auch sonst nichts Seltenes sind –, wie Obdachlosigkeit also als je nach Lage zu regulierendes Naturphänomen aufgefasst wird; ohne zu übersehen, dass die adäquaten Maßnahmen für ein Maß an Empathie und sozialer Verantwortung sprechen, das beim aktuellen Stand der Verrohung gar nicht mehr zu erwarten war? Zum freien Willen ist vielleicht zu sagen: Der Obdachlose ist in der Entscheidung zur Nacht unter der Brücke so frei wie der Magistratsbedienstete in seiner, fehlerhafte Wohnbeihilfsanträge ablehnend zu beantworten – will er sich auf lange Sicht sein Dach über dem Kopf finanzieren. Und zur Beantwortung der zweiten Frage lohnt ein Blick in Länder, in denen Obdachlosigkeit zunehmend als »unnatürliches« Phänomen aufgefasst wird, gegen das repressiv vorgegangen werden muss.



Es ging schnell im Vereinigten Königreich: Sollten die »eviction bans« (Stopp der Delogierungen) während des ersten Pandemiejahres der zunehmenden Obdachlosigkeit noch etwas entgegensetzen, so sind die Wohnungsräumungen seit der Aufhebung der Maßnahme im Juni 2021 offenbar einfach nachgeholt worden. Die Zahl der Menschen, die in allen Arten von Notunterkünften oder auf der Straße schlafen müssen, steigt so schnell wie die Gewinne der größten Immobilienkonzerne im UK. Aber die Politik bleibt nicht untätig. Zumindest gegen die Sichtbarkeit dieses Problems könnte nun rigoros vorgegangen werden, wie die britische (mittlerweile Ex-)Innenministerin Suella Braverman vorschlug. Auf der Straße in Zelten zu schlafen, sei eine »Lifestyle«-Entscheidung, die verboten werden müsse, verlautbarte Braverman. Nach ihren Plänen sollten Freiwillige, die Zelte an obdachlose Menschen verteilen, mit Strafen zu rechnen haben. Ob ihre Nachfolge diese Pläne weiterverfolgt, wird sich zeigen. Wo Armenbekämpfung so offensiv und selbstbewusst gefordert wird, helfen einem auch die alten Analysemittel nichts mehr – mit denen man früher noch auseinandersetzte, dass das herrschende Vorgehen gegen Armut doch eher eines gegen arme Menschen sei. Zwar unterstützte Premier Rishi Sunak die Pläne seiner Innenministerin nicht. Um trotzdem eine ähnliche Politik jeden Tag umzusetzen, war er auf diese aber auch nicht angewiesen. 2021 versprach die britische Regierung, den »Vagrancy Act« aus dem Jahre 1824 abzuschaffen, ein Gesetz, das bis heute dazu genutzt wird, Obdachlosigkeit und Betteln zu kriminalisieren. Seit dem Versprechen der Regierung wurden (Stand April 2023) 1173 Menschen unter diesem Gesetz verhaftet. Während der »Vagrancy Act« noch immer nicht abgeschafft ist, gesellt sich zu ihm schon sein künftiger Ersatz: Im April veröffentlichte das Innenministerium einen 48-seitigen »antisocial behaviour action plan«. Beim Entfernen von Obdachlosen von Gehsteigen und Geschäftseingängen wird man bald nicht mehr auf ein Gesetz zurückgreifen müssen, das vor 200 Jahren zur Auflösung von illegalen Camps von arbeitslosen Kriegsveteranen geschaffen wurde, sondern auf ein zeitgemäßes, das sich auf das Entfernen von Obdachlosen von Gehsteigen und Geschäftseingängen bezieht. Auch in etlichen Bundesstaaten der USA wurden im vergangenen Jahr Anti-Obdachlosen-Gesetze verabschiedet. In Missouri wurde das Verbot, im öffentlichen Raum zu schlafen, mit dem Stopp der staatlichen Förderung von Notunterkünften verknüpft, wo Menschen noch vorübergehend halbprivater Raum zur Verfügung gestellt wird. In Houston werden Menschen, die Essen an Obdachlose verteilen, mit einer Geldstrafe belegt. Auf Übernachtung im Zelt unter einer Brücke steht in Tennessee seit Juli 2022 eine Gefängnisstrafe, und in Los Angeles und Portland traten Restriktionsmaßnahmen gegen Zeltlager in Kraft. Diese Zeltlager, in denen sich obdachlose Menschen unter anderem aufgrund des besseren Schutzes und des Gemeinschaftsgefühls zusammenschließen, sind als Massenphänomen relativ neu. Nun haben sich allerorten brutale Räumungsaktionen (»encampment sweeps«) eingebürgert, die von den jeweiligen städtischen Polizeitruppen durchgeführt werden. Dabei wird das Hab und Gut der betroffenen Personen (Zelte, haltbares Essen, …) zerstört oder weggeworfen. Zeltlager, ein Ergebnis von Wohnungsräumungen, dürfen nicht sein. Solche gewaltvollen Aktionen gehören mittlerweile zum Alltag: In Seattle war im Jahr 2022 durchschnittlich mit 2,5 solcher »encampment sweeps« pro Tag zu rechnen. Nur in Portland verschaffte die Tatsache, dass die finanziellen Mittel für weitere Räumungen nicht aufgetrieben werden konnten, den Bewohner*innen der Zeltlager kurzfristig Ruhe vor derartigen behördlichen Überfällen. Getreu der Einsicht, dass ein Saubermann-Image für politischen Erfolg nicht mehr reicht, inszeniert sich besonders der New Yorker Bürgermeister Eric Adams als skrupelloser Säuberungsmann. Unter seiner Ägide nahm die Zahl der Räumungen, an denen sich mit der »Strategic Response Group« (SRG) auch die Anti-Terror-Einheit der New Yorker Polizei beteiligt, weiter zu. Seinen Plan, obdachlose Menschen von U-Bahnsteigen und aus den Zügen selbst zu vertreiben, stellte er vergangenes Jahr mit den Worten vor: »Man kann kein Pflaster auf ein Krebsgeschwür kleben. Man muss den Krebs entfernen und den Heilungsprozess starten.«



Lager von Obdachlosen in Highland Park/Los Angeles, das nach einem »encampment sweep« verlassen wurde.

Diese strukturelle, aber auch direkte behördliche Gewalt – die als Chance und Schutz für die Betroffenen zu verkaufen versucht wird – wird von einem massiven Anstieg nicht-institutioneller Gewalt gegen obdachlose Menschen begleitet. Die Mordserie in Wien, oder der schreckliche Fall in Horn-Bad Meinfeld (Nordrhein-Westfalen) diesen Oktober, bei dem Jugendliche einen Obdachlosen erstachen und die Tat dabei filmten, sind keine Einzelfälle. Sie reihen sich in einen globalen »Trend« ein. Zunächst: Gewalt zu erfahren, stellt für obdachlose Menschen keine absolute Ausnahme dar. Bei einer aktuellen Befragung in England und Wales gaben 35 % der obdachlosen Menschen an, während ihrer Obdachlosigkeit geschlagen oder getreten worden zu sein oder ähnliche Formen von Gewalt erlebt zu haben, 9 % geben an, anuriniert worden zu sein, und knapp die Hälfte gibt an, Gewaltdrohungen erhalten zu haben. In den USA, wo die Obdachlosigkeit zwischen 2005 und 2022 um 30 % gestiegen ist, ist die nackte Zahl der Obdachlosenmorde nicht mehr an den wenigen helfenden Händen abzuzählen. Die Aktivist*innen von HomelessDeathCounts.org dokumentierten (Stand: März 2023) 1285 Morde seit 2010, wobei die wahre Zahl noch um einiges höher liegen dürfte. Alleine im Jahr 2019 verloren 73 obdachlose Menschen durch Gewalt in einer einzigen Stadt, Los Angeles, ihr Leben. 2022 waren dort 24 % der Mordopfer Obdachlose; Mord war 2020/2021 in der Altersgruppe der unter-fünfzigjährigen Obdachlosen die zweithäufigste Todesursache. Im Santa Clara County war zwischen 2015 und 2020 ein 514-prozentiger Anstieg an entsprechenden Morden zu beobachten, in New York ein Anstieg um 93 %. Manche dieser Fälle schlagen hohe Wellen. Am 1. Mai 2023 wurde in der New Yorker U-Bahn Jordan Neely, ein 30-jähriger Obdachloser und ehemaliger Michael-Jackson-Darsteller, von einem ehemaligen Marinesoldaten durch einen minutenlangen Würgegriff getötet. Zuvor hatte Neely im Zug geschrien, dass er hungrig und bereit zu sterben sei, sowie seine Jacke auf den Boden geworfen. Wenige Zeit nach der Tötung Jordan Neelys veröffentlichten verschiedene Medien sein Vorstrafenregister und stigmatisierten ihn als Gefährder, während republikanische Politiker den Marinesoldaten – der ihnen zufolge offenbar mit Zivilcourage in einer brenzligen Situation eingeschritten war – als Helden bezeichneten. In Jordan Neelys entsetzlichem Fall verdichten sich zwei Tendenzen: zum einen das immer höhere Risiko für obdachlose Menschen, Opfer eines Gewaltverbrechen zu werden; zum anderen die Tatsache, dass sie in den meisten Medien viel eher als Gefährder und Täter denn als Betroffene dargestellt werden. Selbstverständlich werden auch manche Obdachlose zu Mördern; auch gibt es Morde »unter« Obdachlosen. Hier sind die Motive zu unterschiedlich, um sie verallgemeinern zu können. Mitunter geben Passanten brutale Gewalt als Antwort auf akute psychotische Krisen von obdachlosen Menschen. Drogenkonsum kann das Auftreten solcher Krisen begünstigen. Umfragen ergeben jedoch, dass Obdachlose Drogen teilweise bewusst einsetzen, um in der Nacht wach bleiben und sich vor Angriffen schützen zu können. Ein Teufelskreis. Bei einem Teil der Obdachlosenmorde handelt es sich um Hassverbrechen, denen durch die herrschende Stimmung einer Dämonisierung und Dehumanisierung (»Krebsgeschwür«) und durch alltägliche behördliche Gewalt nicht gerade entgegengearbeitet wird. Dazu gehören wohl die Taten des Immobilienmaklers, der 2021 in Miami zwei obdachlose Menschen ermordete, oder der Anschlag auf eine Notunterkunft in San Diego im Jänner dieses Jahres. Auch in Deutschland verübten in den letzten Jahrzehnten Rechtsextreme eine Reihe von Anschlägen auf obdachlose Menschen (siehe dazu das Buch »Obdachlosenhass und Sozialdarwinismus« von Lucius Teidelbaum): ein Sozialdarwinismus der Tat, mit dem Hass auf alles Schwache, besonders das ungeschützt Schwache, als Urgrund. Untersuchungen, die einen zeitlichen Zusammenhang zwischen ökonomischen Einbrüchen wie der Rezession 2007/2008 und einem Anstieg der Gewalt gegen Obdachlose zeigen, drängen eine weitere Erklärung auf. Der Obdachlose wird um die ihm attestierte bequeme Verantwortungslosigkeit beneidet. So wird die Verklärung seiner Situation zum Ausgangspunkt eines Vernichtungs-wunsches. Zudem stellt Obdachlosigkeit eine den Produktionsmittel- und Immobilienbesitzern willkommene permanente Drohung dar, was geschieht, wenn nicht anständig geschuftet wird. Mord kann, bleiben großangelegte soziale Wohnungsbauprogramme aus, die brutalste Möglichkeit sein, sich dieser Drohung zu entledigen.

Studien aus den USA legen nahe, dass die Kriminalisierung obdachloser Menschen dem braven Steuerzahler drei Mal mehr kostet, als ihnen Wohnraum zur Verfügung zu stellen. Obdachlosigkeit soll so sichtbar bleiben, dass das Drohungspotential nicht erlischt, aber auch so wenig sichtbar, dass die Bevölkerung kein großes Versagen bei der Politik ortet. Eine konsequente Housing-First-Politik ist aber auch in den europäischen Sozialstaaten nicht umsetzbar. Dazu müssten Zwangsräumungen abgeschafft werden, oder menschenwürdiger, Privatsphäre gestattender Wohnraum für betroffene Menschen bedingungslos zur Verfügung gestellt werden. Das würde aber den Erpressungsspielraum der Menschen, die es sich leisten können, sich Immobilieneigentum bauen zu lassen, gegenüber denen, die ihnen das mit Profit danken sollen, unakzeptabel verkleinern. Selbst im Vorbildland Finnland befürchten Expert*innen, nach der Kürzung des Wohngeldes durch die rechte Regierung, einen Anstieg der Obdachlosigkeit. Neues Unterrichtsmaterial des Board of Education stimmt Dritt- und Viertklässler schon auf den richtigen Umgang damit ein: In den Lehrmaterialien werden die Kinder dazu angehalten, das Aussehen und Verhalten von »Spurgu« und »Puliukko« (abwertende Begriffe für obdachlose suchtkranke Menschen) zu diskutieren. Musterantworten: »ein Spurgu riecht schlecht«, »ein Spurgu spricht mit sich selbst«, »ein Spurgu war früher ein ganz normaler Mensch«.

Paul Schuberth lebt als Musiker in Linz und Dietach (OÖ).
http://www.paulschuberth.com/

What could possibly go wrong?

Über die Risiken und Nebenwirkungen von Geoengineering informiert *Svenna Triebler.*

»September was, in my professional opinion as a climate scientist, absolutely gobsmackingly bananas.« (»Der September war, nach meiner professionellen Einschätzung als Klimaforscher, komplett irre.«) So brachte der US-Klimaforscher Zeke Hausfather Anfang Oktober die aktuellen Daten zum Zustand des Planeten auf den Punkt. Sein deutscher Kollege Hans Joachim Schellnhuber wiederum versuchte es mit einem Vergleich: »Stellen Sie sich vor, Sie steuern ein Flugzeug über den Atlantik und die Armaturen zeigen plötzlich gewaltige Ausschläge. Sie würden in Panik geraten.« Wenn selbst diejenigen weiche Knie bekommen, die an den Umgang mit alarmierenden Daten und Katastrophenszenarien gewöhnt sind, sollte das eigentlich der letzte Weckruf für die Menschheit sein, endlich Ernst zu machen mit der CO_2-Neutralität, und zwar nicht erst bis 2050, sondern am besten vorgestern.
Stattdessen stehen alle energiepolitischen Zeichen auf »weiter so« (wie soll man das anders interpretieren, wenn die diesjährige Weltklimakonferenz ausgerechnet im Ölstaat Dubai stattfindet und von niemand Geringerem geleitet wird als Sultan Ahmed Al Jaber, der gleich zwei Jobs als Industrieminister der Vereinigten Arabischen Emirate sowie als Chef des staatlichen Erdölkonzerns ADNOC innehat?), und gesellschaftlich herrscht eine Rette-sich-wer-kann-Mentalität vor, die zunehmend sowohl das individuelle als auch das politische Handeln bestimmt.[1]



Ob »Schafft zwei, drei, viele Pinatubos pro Jahr« eine gute Idee ist? Ausbruch des Vulkans 1991.

Doch auch, wer es in den klimatisierten, hitze- und flutsicheren Luxusbunker schafft, wird irgendwann feststellen, dass das Wasser für den Swimmingpool knapp wird und auch sonstige Annehmlichkeiten immer schwerer zu bekommen sind.[2] Spätestens dann wird man sich erinnern, dass ja noch diverse Ideen in der Schublade liegen, wie sich die Erderwärmung durch großtechnische Eingriffe im globalen Maßstab stoppen oder sogar rückgängig machen ließe.

Noch handelt es sich bei den meisten unter dem Namen Geoengineering zusammengefassten Verfahren um reine Gedankenspiele, doch je drängender der Klimanotstand wird, umso mehr dürften die Akzeptanz für drastische Schritte steigen und die Skrupel bezüglich der Risiken schwinden. Man sollte sich also schon jetzt mit den Verfahren vertraut machen, mit denen Regierungen und technikbesoffene Geldpotentaten vom Schlage eines Elon Musk künftig die Menschheit beglücken könnten.

Saufen ohne Kater?

Grob unterscheidet man zwischen Maßnahmen, die Kohlendioxid aus der Atmosphäre entfernen sollen, und solchen, mit denen die Sonneneinstrahlung abgeschwächt werden soll.

Ersteres umfasst zum einen diverse technische Prozesse unter dem Kürzel CCS (Carbon Capture and Storage, deutsch: Kohlenstoff-Abscheidung und -Speicherung), mit denen CO_2 entweder direkt aus Industrieabgasen oder aber aus der Atmosphäre entfernt und unterirdisch eingelagert werden soll. Könnte man also nicht einfach sämtliche Kohle- und Gaskraftwerke, Hochöfen und sonstige CO_2-intensiven Industrieanlagen mit entsprechenden Systemen ausstatten und ansonsten weitermachen wie bisher?
Das klingt wie das Versprechen von Saufen ohne Kater oder Sahnetorte ohne Zunehmen und ist auch ähnlich illusorisch. Da ist zum einen schon mal das Problem mit der Einlagerung: Im Gespräch sind dafür salzwasserführende Gesteinsschichten, erschöpfte Erdöl- und Erdgaslagerstätten oder auch eine Einleitung ins Meer.[3] Das eingelagerte CO_2 bleibt bei den meisten Verfahren allerdings in molekularer Form erhalten und kann wieder freiwerden - entweder langfristig, was die Emissionen schlicht in die Zukunft verschieben würde, oder auch schlagartig, mit tödlichen Folgen für alle, die in eine solche Kohlendioxidblase geraten.
Am unproblematischsten scheint die Option, CO_2 in Wasser gelöst in den Untergrund zu verpressen, wo es mit dem vorhandenen Gestein zu festen Mineralien reagiert und so tatsächlich langfristig dem globalen Stoffkreislauf entzogen wird. Allerdings braucht es dafür geeignetes Grundgestein, was die Standortauswahl schmälert; zudem zeigte sich an einer Pilotanlage in Island, dass die nötigen Tiefenbohrungen Erdbeben auslösen können. Dass die Technik jemals in einem Maßstab angewendet werden könnte, in dem sie nennenswert zur Treibhausgasminderung beitragen würde, ist unwahrscheinlich.
Sicherlich könnte CCS, mit welcher Methode auch immer, für notorisch klimaschädliche und schwer auf CO_2-neutrale Verfahren umzurüstende Prozesse wie die Zementherstellung eine Option sein, um die Emissionen zumindest mittelfristig zu reduzieren, bis entweder bessere Produktionsmethoden erfunden sind oder die Baubranche auf (ebenfalls noch zu findende) klimaneutrale Materialien umschwenkt. Keine gute Idee ist dagegen der Einsatz in fossilen Kraftwerken; nicht nur wegen der genannten Probleme, sondern auch, weil es ein Anreiz wäre, die Energiewende weiter zu verzögern - also jene Sorte von Technologieoffenheit, die nichts anderes ist als das Festhalten am Status quo.

Bio, aber nicht öko

Man kann allerdings auch der Natur bei ihrem seit drei Milliarden Jahren erprobten Verfahren zur Kohlenstoffspeicherung auf die Sprünge helfen: der Photosynthese. An Land geschieht dies bereits in Form von Aufforstungsprogrammen, die teilweise in den modernen Ablasshandel mit freiwilligen CO_2-Zertifikaten einbezogen werden, etwa von Fluggesellschaften (die die Zertifikate nicht einmal selbst bezahlen, sondern zu einem Aufpreis »grüne« Tickets anbieten, mit denen sich die Kundschaft ein gutes Gewissen kauft).
Man könnte auch schlicht von CO_2-Bilanzfälschung sprechen: Der Effekt entsprechender Projekte wird nämlich systematisch schöngerechnet (sofern diese nicht ohnehin nur auf dem Papier existieren und das Geld in dunklen Kanälen versickert). So braucht es etliche Jahrzehnte, bis ein heute gepflanzter Baum nennenswerte Mengen an CO_2 aus der Luft holt, vorausgesetzt, er ist bis dahin nicht vertrocknet oder wird von Stürmen gefällt. Und dann muss für eine negative CO_2-Bilanz der Kohlenstoff auch gebunden bleiben, sprich, das Holz etwa zu Möbeln oder Baustoffen verarbeitet werden, statt einfach im Wald zu vermodern oder in Form von Heizpellets verbrannt zu werden.
Sicherlich ist Bäume pflanzen besser, als keine zu pflanzen. Wenn allerdings gleichzeitig weitaus größere Waldflächen für den Anbau von Viehfutter gerodet werden oder dürrebedingten Bränden zum Opfer fallen, wirken Aufforstungsprogramme zwecks Klimaschutz wie der Versuch, eine Lawine mit dem Schneeschieber aufzuhalten.

Mehr Potenzial zur Kohlenstoffspeicherung als an Land findet sich aber ohnehin in den Meeren: Fünfzig bis fünfundachtzig Prozent des Sauerstoffs in der Atmosphäre werden Schätzungen zufolge vom Phytoplankton in den Ozeanen produziert, also Algen und anderen photosynthetischen Mikroorganismen, die im Gegenzug CO_2 zu Kohlenhydraten und anderen organischen Substanzen verstoffwechseln. Die Idee liegt nahe, diesen Prozess anzukurbeln, indem man die Meere mit Makro- oder Mikronährstoffen - im Gespräch sind etwa Harnstoff oder Eisen - düngt und so das Wachstum von Phytoplankton anregt, das nach dem Absterben zum Meeresboden sinken soll.
Ungeplant geschieht dies bereits: Ein Beispiel, an dem sich auch gleich die Risiken und Nebenwirkungen solcher Methoden studieren lassen, ist die Ostsee, in der große Mengen Dünger aus der Landwirtschaft der Anrainerstaaten landen, was die Algen kräftig wuchern lässt. Klingt zwar erst mal toll für die CO_2-Bilanz, führt aber dazu, dass abbauende Bakterien, zumindest die auf Sauerstoff angewiesenen, nicht mit dem Nachschub an Nahrung mithalten können. Am Meeresgrund entstehen dadurch sauerstoffarme oder -freie (anoxische) Bereiche: die »toten Zonen«.
In der Erdgeschichte fand mehrfach ein solches »Umkippen« der Meere im globalen Maßstab statt, wobei der Sauerstoffmangel nicht nur den Meeresboden, sondern auch höhere Wasserschichten betraf. Davon profitierten nicht zuletzt anaerobe Schwefelbakterien, deren Stoffwechselprodukt Schwefelwasserstoff noch unwirtlichere Bedingungen für alle höheren Organismen schuf. Etliche Massenaussterben werden auf solche Ereignisse zurückgeführt.
Will man also keine toten, nach faulen Eiern stinkende Meere, sollte man bei der gezielten Düngung sehr vorsichtig vorgehen, etwa indem man besonders nährstoffarme Gebiete auswählt, in denen außerdem eine gute Durchmischung des Wassers stattfindet. Aber auch dann hätte man keine Patentlösung für die Klimakrise, denn nur etwa ein Prozent der organischen Materie gelangt auf diese Weise ins Sediment, der Rest wird zersetzt und gelangt erneut in die globalen Stoffkreisläufe.
Zwar könnte letztlich netto mehr Kohlenstoff gespeichert werden, als durch Abbauprozesse wieder frei wird, insbesondere wenn man das Phytoplankton zumindest teilweise abschöpft und irgendwie so lagert, dass der Kohlenstoff gebunden bleibt. Doch auch dann müsste zuallererst einmal der kapitalismusbedingte Nachschub gestoppt werden, um den CO_2-Gehalt der Atmosphäre signifikant zu senken - und viel Geduld sollte man auch mitbringen: Die CO_2-Konzentration auf diesem Weg wieder auf vorindustrielle Werte zu bringen, wäre ein Jahrtausendprojekt.

Sci-Fi oder James-Bond-Film?

Während das - eine vernunftbegabte und -willige Menschheit vorausgesetzt - zumindest noch irgendwie machbar scheint, lassen die Ideen zur Verringerung der Sonneneinstrahlung eher an dystopische Science-Fiction denken.
So gibt es den Vorschlag, der Erde durch die Anreicherung von Aerosolen in der Atmosphäre quasi einen Sonnenschirm zu verpassen. Dass das prinzipiell funktioniert, zeigte der Ausbruch des Vulkans Pinatubo im Jahr 1991. Dadurch gelangten große Mengen an Schwefelpartikeln bis in die Stratosphäre, wo sie das Sonnenlicht reflektierten und damit im Folgejahr eine globale Abkühlung von einem halben Grad verursachten. Man bräuchte allerdings das Äquivalent von fünf bis sieben Pinatubos pro Jahr, um die Erderwärmung zu kompensieren, hat eine Arbeitsgruppe des Max-Planck-Instituts für Meteorologie ausgerechnet.
Da das Erdklima komplizierter ist als eine Heizung, die man einfach hoch- oder runterregelt, wäre zudem mit allerhand unerwünschten und schwer vorhersehbaren Folgen zu rechnen: Eine veränderte Zirkulation der Atmosphäre hätte Auswirkungen auf Wettermuster - der Pinatubo-Ausbruch hatte z. B. eine Abschwächung des Monsuns zur Folge -, und wie sich die Abdunklung langfristig auf das Pflanzenwachstum auswirken würde, ist unklar. Ach ja, außerdem beschleunigen Sulfate den Ozonabbau. Dass der Himmel nicht mehr blau, sondern milchig trüb wäre, wäre da schon fast nebensächlich.
Im Vergleich zum Herummurksen mit der Geochemie wirkt der Vorschlag, das Sonnenlicht stattdessen mit großen Spiegeln im Weltraum zurückzuwerfen, geradezu umweltbewusst. Auch hier stellt sich jedoch die Frage, welchen Einfluss die abgeschwächte Einstrahlung auf die unzähligen Regelkreise des Weltklimas hätte - von der technischen Realisierbarkeit ganz zu schweigen.
Kurzum, sowohl Aerosolkühlung als auch Weltraumspiegel wären wohl eher eine Verschlimmbesserung und klingen ein wenig nach einem James-Bond-Film, in dem der sich der Superschurke mit seinen größenwahnsinnigen Plänen für einen Philanthropen hält. Womit wir wieder bei Elon Musk wären.

---

[1] Die Zusammenhänge von Klimakrise und weltweitem Rechtsruck zu erörtern, wäre einen eigenen Artikel wert.

[2] Realistischerweise müssten die Kurven zum prognostizierten CO_2-Anstieg in den kommenden Jahrzehnten ab einem gewissen Punkt einen drastischen Knick nach unten aufweisen, weil es nicht mehr lange hin sein kann, bis der Kapitalismus an seinem eigenen Wachstum erstickt. Ob die gegenwärtige Rezession bereits ein Vorbote ist, mögen die Leser*innen selbst erörtern.

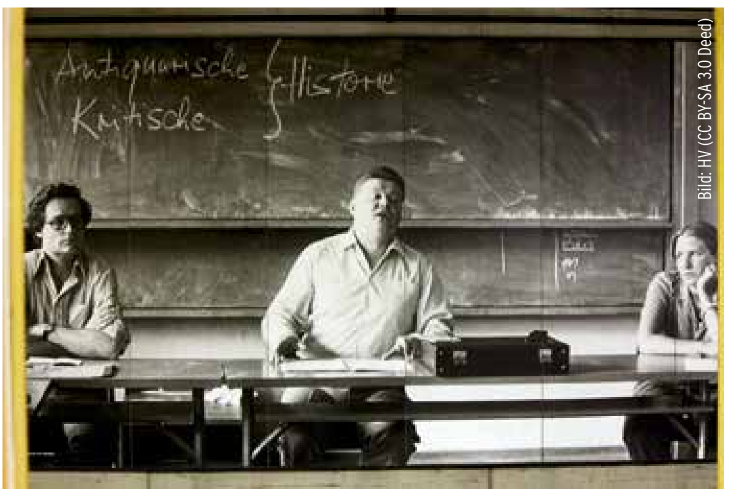
[3] Die ökologischen Probleme aufzuzählen, die Letzteres noch zusätzlich mit sich brächte, würden den Rahmen sprengen.

Svenna Triebler lebt in Hamburg und schreibt für die Zeitschrift Jungle World.

Schluss mit der zarten Empirie

Magnus Klaue erinnert an die abgerissene Tradition einer Kritischen Theorie der Naturwissenschaften, die in den siebziger Jahren bei Schülern Max Horkheimers lebendig gewesen ist.

In der von Friedrich Pollock unter dem Titel »Späne« erstellten Sammlung von Notizen, Aphorismen und Gesprächsäußerungen Max Horkheimers findet sich eine Skizze aus den späten fünfziger Jahren, die die Überschrift »Der Fachmann und die totalitäre Gesellschaft« trägt. Darin heißt es: »Das Schwergewicht in der Gesellschaft verschiebt sich auf allen Gebieten immer mehr zum Fachmann. Für ihn ist das Individuum nichts als ein Gegenstand der Manipulation. Leitung von Wissenschaft und Gesellschaft durch Fachleute ist die rationalste Art der Lösung der auf diesem Gebiet vorliegenden Probleme. Die adäquate Gestaltung der Gesellschaft, in der die Fachleute alles beherrschen, ist die totalitäre.« Der Terminus des Totalitarismus, theoriegeschichtlich eher von Hannah Arendt als von der Kritischen Theorie her vertraut, scheint hier zunächst so etwas wie ein Deckbegriff für Faschismus, Nationalsozialismus und Stalinismus zu sein, die in der Zeit, als die Notiz entstand, als Begriffe zur Beschreibung der Gegenwart westlicher Gesellschaften an Gültigkeit eingebüßt hatten. Doch evoziert die Vorstellung einer totalitären Expertokratie zugleich die Rede von der »verwalteten Welt«, die seit den frühen fünfziger Jahren von Horkheimer wie Adorno mehrfach zur Beschreibung dessen herangezogen wurde, worin sich die Staaten des westlichen und des östlichen Blocks allen Unterschieden zum Trotz auf beklemmende Weise zu ähneln schienen.



Fotografie von Alfred Schmidt (Mitte) an der Wand einer Frankfurter U-Bahnstation in den 1980ern.

Weder Horkheimer noch Adorno waren eingeschworene Gegner von Bürokratie, sachbezogener Arbeitsteilung und Teamwork, die sie vielmehr als notwendige Konstituenten westlicher Demokratie verteidigten. Wie Adorno in seinem 1959 entstandenen Vortrag »Kultur und Verwaltung« sachlich-nüchtern, und nur scheinbar seiner Hochschätzung ästhetischer Autonomie entgegengesetzt, eine funktionierende Kulturverwaltung als Voraussetzung freier künstlerischer Betätigung und unreglementierter ästhetischer Wahrnehmung ansah, so hat Horkheimer in seiner Funktion als Direktor des Frankfurter Instituts für Sozialforschung transparente Arbeitsteilung, Spezialisierung und Departementalisierung der Formen wissenschaftlicher Erkenntnis, die sich historisch ausdifferenziert und voneinander abgespalten haben, zur Voraussetzung der eigenen Arbeit gemacht. Die Kritische Theorie war modernen Formen der Arbeitsteilung und der Kooperation nie feindlich gesinnt; im Gegenteil erkannte sie im Ressentiment, das Lebensphilosophie und Existentialontologie gegen derlei Erscheinungsformen gesellschaftlicher Entfremdung hegten, deren Affinität zum Faschismus.

Ähnlich wie die vermeintliche Gegnerschaft der Kritischen Theorie zu Bürokratie und Teamwork ist die Ansicht, sie hätte den Naturwissenschaften prinzipiell skeptisch gegenübergestanden, ein Gerücht. Hans-Joachim Dahms hat 1994 in seiner instruktiven Studie über die Positivismus-Kritik der Kritischen Theorie gezeigt, dass es nie eine pauschale Ablehnung jeglicher Formen positivistischen Denkens seitens der Kritischen Theorie gegeben hat, sondern Horkheimers Positivismus-Kritik der dreißiger Jahre, die er vor allem in dem 1937 erschienenen Essay »Der neueste Angriff auf die Metaphysik« formulierte, sowie deren Reprisen durch Adorno und Jürgen Habermas, die sich im sogenannten Positivismusstreit anlässlich der Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Tübingen 1961 kristallisierten, nur im Zusammenhang eines Zerfalls bürgerlicher Philosophie seit dem Ersten Weltkrieg angemessen zu verstehen sind, der sowohl Metaphysik wie Empirismus, Nominalismus wie Rationalismus bis ins Innerste tangierte; Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften waren von diesem Erosionsprozess, wenn auch auf verschiedene Weise, gleichermaßen betroffen (Hans-Joachim Dahms: *Positivismusstreit. Die Auseinandersetzung der Frankfurter Schule mit dem logischen Positivismus, dem amerikanischen Pragmatismus und dem kritischen Rationalismus*). Es ging der Kritischen Theorie mit ihrer Polemik gegen den Positivismus auch nie darum, ob die Philosophie oder die Einzelwissenschaften für eine realitätsgerechte Regulierung des Lebens besser geeignet seien. Um einer solchen pragmatistischen Verengung der Geistes- ebenso wie der Naturwissenschaften entgegenzuarbeiten, suchte die Kritische Theorie beide auf die sie verbindende Aufgabe der Wahrheitseinsicht und Urteilsfähigkeit zu verpflichten.

Wenn in den vergangenen Jahren im Zusammenhang der Corona-Krise, aber auch der Frage nach den politischen Konsequenzen des Klimawandels, Autoren, die sich zu Recht oder Unrecht in der Nachfolge Kritischer Theorie sehen, einen haltlosen Kult um »Experten« pflegen und jede Kritik an deren angemaßter Richtlinienkompetenz als Spekulation und Schwurbelei unter Generalverdacht stellen, beruht dies auf einem Missverständnis über das Verhältnis der Kritischen Theorie zu den positiven Wissenschaften. Angelegt ist dieses Missverständnis schon in Habermas' 1985 unter dem Titel »Der philosophische Diskurs der Moderne« veröffentlichten Vorlesungen, in denen in Abweichung vom Anspruch der »Dialektik der Aufklärung«, Aufklärung müsse das ihr inkommensurable, dunkle, spekulative und irrationalistische Denken als ihren eigenen Widerspruch in sich aufnehmen, die bürgerliche Philosophie des 19. und 20. Jahrhunderts sauber und widerspruchsfrei in »Aufklärer« und »Gegenaufklärer«, »fortschrittliches« und »reaktionäres«, richtiges und falsches Denken aufgespalten und sortiert wird. Konsequent hat Habermas selbst während der Corona-Krise über Möglichkeiten technokratischer Lenkung der Gesundheitspolitik nachgedacht und jeglichen Widerspruch gegen den neuen Pseudopositivismus in der Gesundheits- und Klimapolitik als potenziell rechts und jedenfalls gefährlich abgewehrt: Die Vernunft steht immer auf der Seite der positiven Wissenschaften, die Unvernunft auf Seiten der Spekulation, die mit Esoterik und Aberglauben gleichgesetzt wird. In welchem Maße die positiven Wissenschaften selber längst ein Kult geworden sind und Aspekte von Aberglauben angenommen haben, wird nicht gefragt.

Demgegenüber gälte es in Erinnerung zu rufen, dass seit den sechziger Jahren Schüler Max Horkheimers es sich in ihrer philosophischen Arbeit zum Programm gemacht hatten, gegen solche Entgegensetzungen von Positivität und Spekulation, Aufklärung und Gegenaufklärung auf dem Gebiet der Naturwissenschaften selbst Einspruch einzulegen. Auf je spezifische Weise bestimmte dieser Einspruch die Werke von Karl Heinz Haag, Peter Bulthaup und Alfred Schmidt. Am weitesten entfernt von genuin naturwissenschaftlichen Fragestellungen schien dabei zunächst Schmidt zu sein, der zwar bei Horkheimer mit einer Arbeit über den Begriff der Natur bei Karl Marx promoviert hatte, sich aber die sechziger und siebziger Jahre hindurch der Profilierung Kritischer Theorie gegenüber den Moden des Existenzialismus und Strukturalismus widmete. Doch je stärker Schmidt das vermeintlich gegenaufklärerische Denken Arthur Schopenhauers und Friedrich Nietzsches in dessen Bedeutung für die Kritische Theorie gegenüber dem Ableitungsmarxismus der damaligen Zeit konturierte, desto mehr rückte der innere Zusammenhang zwischen dem Naturbegriff der Naturwissenschaften und ihrem spekulativen Gegenpart in den Blick. In seinem Werk »Goethes herrlich leuchtende Natur« brachte Schmidt 1984 gewissermaßen zum Ende, was er in den Beobachtungen über die Wirkung Schopenhauers auf Horkheimer in den »Drei Studien über Materialismus« 1977 begonnen hatte: Am Beispiel von Goethes Naturlehre als dem Versuch, Naturwissenschaft und Naturphilosophie, positive und spekulative Naturerkenntnis im Namen einer »zarten Empirie« zusammenzuführen, die dem Menschen als Teil der Natur ebenso gerecht werden möge wie der außermenschlichen Natur als dem Gegenstand von Arbeit, Genuss und Liebe des Menschen, sah Schmidt eingelöst, was die spätere Lebensphilosophie nur noch obskurantistisch beschwören konnte.

Karl Heinz Haag und Peter Bulthaup wiederum widmeten sich von gegenläufiger, nämlich theologischer und naturwissenschaftlicher Perspektive der Frage nach den ontologischen Grundlegungen, die die positiven wie spekulativen Wissenschaften miteinander gemein haben. Der Jesuitenschüler Haag rekonstruierte in seinem 1983 erschienenen Hauptwerk »Der Fortschritt in der Philosophie«, wie von der Antike über das mittelalterliche Denken bis zum Positivismus der perennierende Widerspruch zwischen Nominalismus und Rationalismus die abendländische Philosophie grundiert und gleichzeitig in ihren Möglichkeiten beschränkt hat. Die Pointe des Titels von Haags Buch besteht im Grunde darin, dass sich im »Fortschritt« als dem begrifflichen Fortgang philosophischen Denkens die immer gleiche Problemkonstellation wiederholt, dem Fortschritt selber mithin eine Art tieferliegender Stillstand zugrunde liegt: eine Starre, die sich für Haag nur auflösen lässt, indem Natur- wie Geisteswissenschaften auf ihre verschwiegenen theologischen Grundlagen reflektieren. Bulthaup, der Philosophie und Physikalische Chemie studiert hat, lieferte in seiner Schrift »Zur gesellschaftlichen Funktion der Naturwissenschaften«, die in Horkheimers Todesjahr 1973 erschien, nicht etwa eine marxistische Ableitung naturwissenschaftlichen Denkens aus dessen sozialer Funktion, sondern zeigte – unabhängig von Haag, aber teils mit den gleichen Bezugsquellen –, in welchem Maße die Logik der Natur- und der Geisteswissenschaften ihrer historischen Departementalisierung und Abspaltung zum Trotz durch die Reflexion und Verleugnung des ihnen zugrunde liegenden Antagonismus von Subjekt und Objekt der Erkenntnis miteinander zusammenhängen, ihre Entgegensetzung also Schein ist.

Auch jenseits des engen Kreises der Horkheimer-Schüler war das Bewusstsein um die Gemeinsamkeit erkenntnistheoretischer Grundsatzfragen in Philosophie und Naturwissenschaft, positiven und spekulativen Wissenschaften, bis in die achtziger Jahre hinein gegenwärtig, etwa in den Arbeiten von Herbert Schnädelbach und Albrecht Wellmer. Dass dieses Bewusstsein seitdem nicht nur aus dem Blick geraten ist, sondern an seine Stelle eine selbst irrationale Begeisterung für vermeintlich evidenzbasierte Fakten und ein neuer pseudowissenschaftlicher Aberglaube treten konnte, müsste einer Kritischen Theorie, die sich ernst nimmt, der dringlichste Gegenstand sein.

Magnus Klaue war von 2011 bis 2015 Redakteur im Dossier- und Lektoratsressort der Jungle World *und von 2015 bis 2020 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Simon-Dubnow-Institut für jüdische Geschichte und Kultur in Leipzig. Derzeit arbeitet er an einer Studie zu Max Horkheimer. Zuletzt erschien im XS-Verlag der zweite und abschließende Band der Essaysammlung* Die Antiquiertheit des Sexus.

Hommage an eine »Indikatorenspezies«

Matthew Beaumonts »The Walker« wirft aus Sicht der Randgestalt des Fußgängers einen Blick auf die Stadt in der kapitalisierten Gesellschaft. *Chris Weinhold* meint, dass das Buch Lust macht, durch Wände zu gehen.

»Mein Flaneur ist auf der Flucht vor der Stadt, mit der er auf fatale Weise verbunden ist.« (Matthew Beaumont)

Klaus Bittermanns Verlag Edition Tiamat ist zum Teil getragen von den Schriften der Avantgarde, wie diese selbst von der großstädtischen Moderne, in der sich der Alpdruck ausdrückt, den sie auf den Einzelnen hinterlässt und gegen den diese aufbegehren.
Gemeint sind damit die historischen Avantgarden, die aus der Kunst kamen und in ihren Angriffen auch vor der Kunst selbst – als vom alltäglichen Leben abgetrennten Bereich – nicht halt machten: Dada, Surrealismus und die Situationisten. Eine Avantgarde, die sich nicht in Form eines Führungskommandos bestimmt, sondern als verlorener Haufen hinter feindlichen Linien: in der Stadt, als Erkundungstrupp im Gestrüpp des geordneten Raums.
Passend dazu erschienen mit Matthew Beaumonts »The Walker« bei Tiamat nun literarische Streifzüge auf den Spuren einer seltenen Spezies in deutscher Übersetzung. Beaumont greift die prominentesten städtischen Abenteuer der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (wie die des Surrealisten Breton mit seiner Muse »Nadja«) auf und geht zurück zu den literarischen Niederschlägen solitärer Stadtwandler aus dem 19. Jahrhundert. Was diese eint, ist nicht das Agieren in einer Gruppe oder das Ausrufen eines Programms, sondern die gesättigte Erfahrung, sich in einer feindlichen Umgebung zu bewegen und den Reflex darauf in Wort und Tat festzuhalten.

Auf schwarzen Grund im Feindesland

In »The Walker« kommen jene Fußgänger zur Sprache, die sich laut Beaumont durch ihr »nicht dazugehören« auszeichnen: »Sie sind die Anti-Helden der Moderne. Sie lassen sich treiben, lungern herum oder streifen ziellos durch die Stadt; sie brechen angesichts ihrer Überfülle zusammen oder stolpern zufällig durch die Straßen; sie drücken sich nach langer Krankheit herum; sie verschwinden auf mysteriöse Weise oder müssen plötzlich vor denen fliehen, die die Stadt verwalten und überwachen. Es ist die Überzeugung dieses Buches, dass die, die den Widersprüchen der großstädtischen Moderne am nächsten sind, sich am besten dazu eignen, ihren entfremdenden, aber auch ihren befreienden Möglichkeiten auf den Grund zu gehen. Das ist es, was es heißt ein Modernist der Straße zu sein.«

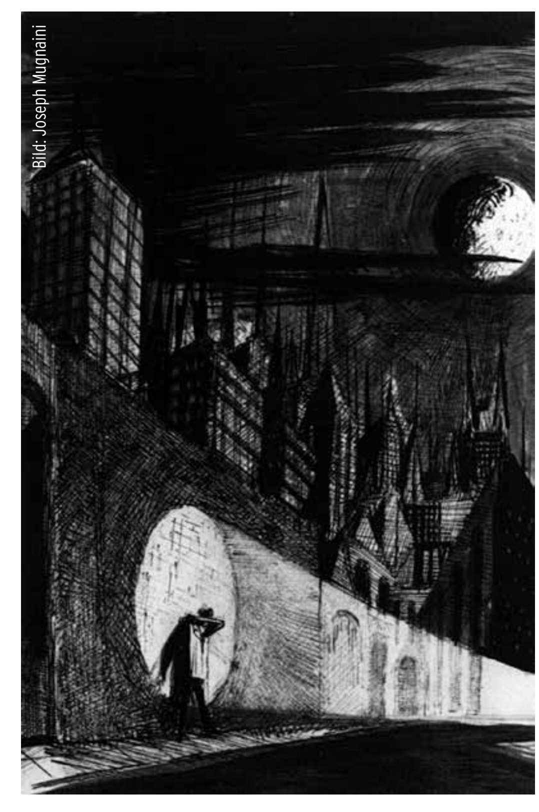

Bild: Joseph Mugnaini

Illustration von Joseph Mugnaini zu Ray Bradbury's »The Pedestrian« (1951)

Nun tummeln sich auf der Straße viele, nicht nur zu Fuß – allein das Wort »Straße« weckt fast natürlich den Gedanken an Autos, die über sie fahren. Gerade für diese interessiert sich Beaumont aber gerade nicht – für ihn steht das Auto der Erfahrung der Stadt gerade entgegen und zementiert die Atomisierung der entfremdeten Individuen. Aber auch beim Gehen unterscheidet er; es kommt auf den Schritt an – der Gleichschritt des Pendlers mag zielstrebig sein, doch für die Erfahrung einer städtischen Umgebung ist er verloren. Prägnant findet sich dies in der Einleitung über »verlorene« und »unverlorene Schritte«, wo er die Abenteuer von André Breton aufgreift, die dieser in »Nadja« beschrieben hat. Gerade der zielstrebige Gang, der sich nirgendwo verliert, ist verloren – derjenige, der sich in der Stadt verliert, dagegen nicht; er ist unverloren, weil er einen neuen Blick auf die Stadt eröffnet und darüber auch die Fremdbestimmung und die Verlorenheit der Einzelnen innerhalb der Stadt erkennbar macht. Für den Pendler wiederum wäre dies verlorene Zeit auf dem Weg zur Arbeit – Beaumont und seinem Fußgänger dagegen ist die Arbeit verlorene Zeit, solange mit ihren Produkten nicht die Bedürfnisse im Vordergrund der Produktion und damit auch eine andere Art des Lebens samt anderer Stadt stehen. Beaumont ist wie sein Fußgänger ein »Zeichendeuter«, der in die untergründigen Flüsse der Stadt eintauchen und die Gravur der kapitalistischen Herrschaft in der Architektur freilegen kann, ganz so wie Walter Benjamin die Surrealisten beschrieb, für die das Elend dieser Gesellschaft nicht nur das »soziale sondern genauso das architektonische, das Elend des Interieurs« umfasste.
In keiner Weise geht es den Genannten um das Ressentiment gegen den »Moloch Großstadt«: Die Stadt steht für die Moderne und die Erfahrung des Fußgängers ist symptomatisch für die gesellschaftlichen Spannungen; er ist, laut Beaumont, eine Art »Indikatorenspezies«, in der Biologie ein Organismus, dessen »Gesundheit etwas über den allgemeinen Gesundheitszustand der Umgebung« aussagt.

In seinen literarischen Studien entwirft Beaumont insgesamt zehn bestechende Modelle, die die psychischen Bedingungen der Stadt sowie den Reflex darauf zutage befördern. Anhand Edgar Ellen Poes »Der Mann in der Menge« verweist er auf den Zustand des »Genesenen« als Ideal des Fußgängers – der Kranke ist ausgeknockt, der Gesunde muss zurück an die Arbeit und verheddert sich im Alltag. Bei Charles Dickens »Der Raritätenladen« zeigt Beaumont auf das Moment des »vom Wege abkommen«. In Edward Bellamys »Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf 1887« ist es das »Verschwinden«, aus der Identität und der eigenen Zeit, als Moment von Freiheit und Bedrängnis. Besonders eindrücklich ist Beaumonts Abhandlung zum »Fliehen« anhand H.G. Wells' »Der Unsichtbare«: Wells – selbst geplagt von Angstzuständen beim Gang durch die Stadt – entwirft für seinen literarischen Charakter die Möglichkeit, unsichtbar zu werden, um sich unverwundbar zu machen; doch der Charakter dreht in seiner gefühlten Omnipotenz auf und geht auf andere los und steht so für das mögliche Kippen der Unsichtbarkeit in eine barbarische Regression. Beaumonts siebtes Modell ist das des »Irren« und lässt an G.K. Chestertons »Der Mann der Donnerstag war« aufscheinen, dass die Moderne ebenso die Zeit des Rationalen wie des Irrationalen ist, die Zeit des radikalen Zweifels am Hergebrachten ebenso wie die des Irren. Innerhalb Ford Madox Fords »Return to Yesterday« wird im Modell des »Zusammenbrechen« herausgearbeitet, wie der Autor von der eigenen Geschichte eingeholt wird und am Alpdruck der Verhältnisse zerschellt. Während einige Figuren die aktive Gegenwehr gegen den Druck der modernen Gesellschaft widerspiegeln, verweist Virginia Woolfs »Mrs Dalloway« an der Figur des »Peters« auf das – für Beaumont beim zur Passivität verdonnerten Städter – charakteristische Moment des »Starrens«. In dieser Figur »dekonstruiert« Woolf, so Beaumont, den Archetypus des Flaneurs und zeigt auf, wie er, als Mann – vor allem als Mann der Oberschicht – vergafft ist in das Spektakel, in die Welt der Ware. Besonders daran ist nicht nur Woolfs Art, dem Flaneur den Spiegel vorzuhalten, sondern auch, wie hervorgehoben wird, dass es sich um ein Gegenmodell handelt zu den anderen Werken, in denen das Geschlecht weitgehend unsichtbar gemacht wird; so kommt die Flaneuse partiell zu ihrem Recht. In »Anfangen« folgt Beaumont Georges Batailles Abhandlung »Der große Zeh«. Dabei arbeitet er heraus, wie der Mensch sich für seinen aufrechten Gang preist und gleichzeitig die Basis, den Fuß (zumal den großen Zeh) verschmäht und mit dem Niederen verbindet. Ray Bradbury lässt in »Geh' nicht zu Fuß durch Stille Straßen« die Hauptfigur durch die Gegend wandern, während die Mehrheit zuhause vor der Glotze sitzt. Klare Sache: Wer draußen umhergeht, der kann nicht ganz normal sein. Umgedreht in Matthew Beaumonts Modell des »Stolperns«: Wer nicht stolpert, der macht keine Erfahrungen – merkt nicht, dass hier was nicht stimmt.

Bild: Public Domain

Illustration von Harry Clarke zu Edgar Allan Poes »The Man of the Crowd« (1840)

In »The Walker« wird das Bild des Flaneurs konturiert durch jene randständigen »Modernisten«, die mit der Stadt verwoben sind und ihren Zwängen zu entkommen trachten. Abgeschlossen werden die Studien mit einer Abhandlung über die »architektonische Logik des zeitgenössischen Kapitalismus«, die noch einmal in den Blick holt, was in der von Beaumont angestimmten »Feier« der solitären Stadtwandler in der Literatur des 19. und frühen 20. Jahrhundert etwas an den Rand gerät: es handelt sich lediglich um den Ursprung einer Tendenz zur Verdrängung von Erfahrungen auf der Straße. Denn heute – nach Jahrhunderten »kreativer Zerstörung« der vormaligen städtischen Struktur – ist es wesentlich schwerer, sich in der Stadt treiben zu lassen, sich gegenüber der Übermacht der Warenwelt, sowie dem stetigen Verlust von Öffentlichkeit durch die Privatisierung unbeeindruckt zu verhalten. Grell beschreibt der Autor dabei, wie die neue Architektur, die nicht auf Offenheit und Mitbestimmung aus ist, dem Einzelnen wie mit einem Visier begegnet, sich abschottend und zugleich beobachtend. Dagegen wirkt Beaumonts Idee, sich mithilfe eines schwarzen Kapuzenpullovers selbst ein Visier anzuschaffen, selbst bereits antiquiert.

Letztlich handelt es sich hier um einen Aufruf, es den Stadtwandlern gleichzutun und in Form eines »aufmerksamen Gehens« für die Stadt eine poetische Geographie zu formulieren, die derjenigen des Kapitals schroff entgegen tritt, indem man – in den Worten Beaumonts – »Erinnerungen und Geschichten der öffentlichen, kollektiv gelebten Stadt freilegt, die die privaten Interessen systematisch auszuradieren versuchen.« Um den Charakter der Dingwelt freizulegen und die verschwommene Gravur ihrer Geschichte zu entziffern, muss in sie eingetaucht werden. Wer dies tut, der wird heimgesucht von der versteckten Geschichte der Stadt und der Kämpfe um sie. Beaumonts Fußgänger wird die Stadt unheimlich – entrückt vom Alltäglichen bricht wie im Traum auf, was sonst verstellt wird. Umgekehrt werden für die Stadt die verlorenen Schritte der Fußgänger selber zur Heimsuchung, wenn er sich in Allianz mit der untergründigen Geschichte bewegt; eine zweite, poetische Geographie kultiviert. Folglich fordert Beaumont für die Stadt: »Wenn sie unser Zuhause bleiben sollen - so wie in ‚heimsuchen' das Wort Heim steckt -, müssen die Straßen unheimlich werden.«

Einzelne Stellen des Buchs verlieren sich im Literaturhistorischen, wirken dem Feuilleton verhaftet. Ob Beaumont dem »Fußgänger« etwas zu viel zutraut, lässt sich theoretisch schlecht klären, entschieden wird die Frage letztlich auf der Straße – zu Fuß. Eine Herausfor-derung, die hoffentlich viele eingehen werden.



»The Walker. Die Stadt, die Moderne und ihre Fußgänger« von Matthew Beaumont erschien in deutscher Übersetzung von Robert Zwarg im August 2023 bei Edition Tiamat. 440 Seiten, 34 Euro.

Chris Weinhold lebt in Leipzig, schreibt in der Versorgerin unter Klarnamen und arbeitet seit längerem zum surrealistischen Schock.

Alle Paläste haben gebrannt

Klaus Theweleit hat ein neues Buch geschrieben: »a-e-i-o-u. Die Erfindung des Vokalalphabets auf See, die Entstehung des Unbewussten und der Blues«. Ein Interview mit ihm von *Marc Peschke*.

Marc Peschke: Das griechische Vokalalphabet, aus dem sich nach und nach das altitalische, etruskische und schließlich lateinische Alphabet entwickelt hat, ist das Thema Ihres neuen Buchs »a-e-i-o-u. Die Erfindung des Vokalalphabets auf See, die Entstehung des Unbewussten und der Blues«. Wie kamen Sie auf das Thema?

Klaus Theweleit: Hintergrund ist der seit Jahrhunderten laufende Streit über die Herkunft unserer – der sogenannten »abendländischen« – Kultur. Ist sie in ihrem »Kern« mehr griechisch, mehr jüdisch, mehr »orientalisch« oder noch anders bestimmt. Ein Streit, der auf vielen Feldern läuft bis in unsere Tage. Einigkeit besteht nur darin, dass die Durchsetzung des Vokalalphabets ab ca. -800 eine entscheidende Rolle darin spielt.

In dem 2006 erschienenen Buch »Die Geburt des Vokalalphabets aus dem Geist der Poesie«, mit herausgegeben von ihrem 2011 verstorbenen Freund Friedrich Kittler, wird die These vertreten, dass die Vokalalphabetisierung eine Leistung der alten Griechen war – und zwar bereits um die Wende vom 8. zum 7. Jahrhundert, auf dem Feld der Poesie… Vorher gab es in der Schriftsprache nur Konsonanten.

Die zwei Herausgeber des Bandes, Friedrich Kittler und Wolfgang Ernst, sagen aber nicht einfach »eine Leistung der alten Griechen«, sie sehen diese als spezielle Leistung des Autors Homer, der zum Zweck der Niederschrift der Ilias dieses Alphabet »erfunden« habe und es angewandt habe in der Versform des Hexameters. Die Gründe, aus denen ich dieser Sicht – was den Erfinder-Autor Homer betrifft – eher nicht folge, lege ich dar im Buch. Mit dem Hexameter sieht es anders aus; die Versform spielt eine entscheidende Rolle bei der Erfindung und dann auch der Durchsetzung des griechischen Vokalalphabets im gesamten Mittelmeerraum zwischen -7. und -4. Jahrhundert.

Sie schreiben – gestützt auf die einschlägige Forschung – dass der Hexameter weit vor Homer entsteht; dass es große orientalische Einflüsse bei Homer gibt; dass die verschiedenen Kolonisierungsbewegungen, in denen sich Völkerschaften und ihre Sprachen vermischen, eine große Rolle spielen bei der Entwicklung des Vokalalphabets.

Die vier Jahrhunderte nach der Zerstörung Trojas um -1230 durch die sog. Palastkultur der mykenischen Griechen gelten allgemein als die »dunklen Jahrhunderte« Griechenlands, weil es so gut wie keine schriftlichen Dokumente aus dieser Zeit gibt, insbesondere keine literarischen oder historischen, sondern nur Handels- und Verwaltungsdokumente auf Tontäfelchen in der altkretischen Schrift »Linear B«, die von den Griechen übernommen worden war. Aber natürlich kommunizierten die Griechen untereinander, und zwar überwiegend mündlich.

Ihre eigene These nun ist, dass dabei der Seefahrt eine besondere Bedeutung zukommt. Warum war das Meer der Ort, an dem all das passierte?

Glücklicherweise sind wir ja nicht nur auf Schriftliches angewiesen, wenn es um die Geschichte von Menschheitsphasen geht. Es gibt Archäologen, alle Sorten von Ausgräbern, Architekten, Biologen, Chemiker, Nautiker etc. Eins der Ergebnisse, kurz zusammengefasst: Das griechische Mykene, die sog. Palastkultur, geht in der Zeit nach -1200 zu Grunde. Alle Paläste haben gebrannt. Ihr Herrschaftsgebiet, der Peloponnes wird in den folgenden Jahrhunderten zu großen Teilen entvölkert; Seuchen, Erdbeben können mitgewirkt haben. Sicher ist: mehr als die Hälfte der Bewohner verlässt das Land und geht auf See: verteilt sich über die Tausenden von Inseln in der Ägäis in vielen kleinen Königtümern oder »kolonisiert« Küsten, an denen die Menschen landen. Das zieht sich über 400 Jahre – an deren Ende das Vokalalphabet erscheint; das bildete in mir den Gedanken, seine Entstehung müsste doch irgendetwas mit der Seefahrt zu tun haben. Zumal ein »staatliches Gebilde« namens »Griechenland« ja nicht mehr existierte. Sie hingen nur noch durch ihre gemeinsame Sprache zusammen, auf See und bei ihren jährlichen Treffen.

Die Vorstellung, dass das Vokalalphabet von griechischen Händlern, Seefahrern und Piraten auf See erfunden wurde, damit sie sich, zwischen Wind und Wellen mit den neuen Vokalen besser verständigen können, das gefällt uns sehr gut. Stimmt es, dass Sie den entscheidenden Hinweis Ihrer Frau zu verdanken haben, die von der Insel Sylt stammt und das Meer kennt?

Als ich mit meiner Frau darüber sprach, dass es mir darum ginge, das Entstehen dieser neuen Vokalität erklärbar zu machen, festgelegt in bestimmten Buchstaben – in unserem Alphabet a-e-i-o-u –, erfunden vermutlich von Seefahrern, sagte sie spontan: Aber ja, von Sprache, über das Wasser gerufen, kommen nur die Vokale an. Konsonanten gehen unter in Winden, Ruder-, Segel- und Seegeräuschen. Nur Vokale, gerufen, bleiben verständlich. Das kannte sie genau. Und wer immer sich mit Meer auskennt, hat das in der Folge bestätigt. Friedrich Kittler hat das an den Inseln, an denen Odysseus am Mast den Sinn des Singens der Sirenen verstanden haben will, auch experimentell nachgewiesen (Odysseus / Homer haben »gelogen«). Das allein hätte aber noch nicht gereicht als Erklärung dafür, dass hier ein neues Medium entstand, das in den folgenden Jahrhunderten das »Mittelmeer zum griechischen Binnenmeer« gemacht hat, wie Joachim Latacz formuliert. Es musste irgendwann irgendwie ein Vorgang hinzugekommen sein, der eine bestimmte Aussprache der Vokale – man kann »a« oder »e« ja vollkommen verschieden, dialektgefärbt, aussprechen – für alle griechischen Zungen verbindlich gemacht, also normiert hat. Aus den Büchern über die frühe griechische Seefahrt, die ich dazu las, schälten sich bestimmte Rituale heraus; z. B. sollte jedes Schiff, das bestimmte Pläne verfolgte, sich hierfür den Segen einer der Orakelstätten, Delphi, Olympia, Korinth, viele andere, abholen. Hier trafen das ganze Jahr über permanent griechische Schiffe aufeinander; untereinander durch nichts verbunden als die gemeinsame Sprache und eine gemeinsame Vergangenheit auf dem Peloponnes und die gemeinsame Vergangenheit des Siegs über Troia. Diesen Sieg zu besingen, war im Lauf der Jahrzehnte nach dem Verlassen des Peloponnes ein gemeinsames Verfahren geworden. »Zu besingen« ist dabei keine poetische Metapher. Die Texte, die später in Homers Ilias eingehen, wurden tatsächlich gesungen; sowohl an Bord der Schiffe wie auch bei jedem Treffen, bei allen Besuchen von Griechen untereinander. Fast alle Schiffe führten einen Sänger an Bord, den sog. Aoiden; an jeder Orakelstätte traten diese Sänger auf und übten sich im Wettstreit. Hier wird nun der Hexameter zentral.

Sie sagen, die poetische Rhythmisierung sei Voraussetzung für die gehirnliche Speicherung von Ereignissen…

Ja. Die aktuelle Mündlichkeitsforschung sagt, dass mündlich Weitergegebenes sich höchstens 90 Jahre erhält. Dann wird es »überschrieben«, umgemodelt, in verschiedensten Weisen verändert. Ausnahmen davon sind Gebete und poetisch rhythmisch Festgehaltenes. Poetisch rhythmisch festgehalten werden die Gesänge der Aoiden an Bord der griechischen Schiffe; und zwar in der Hexameterform. Diese garantiert, dass die Griechen auf See die Troia-Erzählung über 400 Jahre aufrechterhalten, bevor Homer sie in der Ilias schriftlich niederlegt.

Ihr Werk als Ganzes zeichnet sich durch eine besondere Freiheit aus. Ihnen wurde ja schon als junger Wissenschaftler eine »ungezügelte Intelligenz« zugeschrieben. Und so ist es auch wieder mit dem neuen Buch. Bei Ihnen ist es nie weit von den alten Griechen zur Nouvelle Vague, zu Godard, zu Pasolini, zu William Turner, zu Herman Melville, zu Hokusai, zu Herbert Achternbusch, zu Heidegger, zu James Baldwin, zu Frantz Fanon, zu Billie Holiday, zu Nana Mouskouri und zum Blues, den Sie ja als Hobbymusiker selbst spielen …

Die ca. 3000 Jahre alte Geschichte des phonetischen Vokalalphabets reicht ja bis heute; bis in die Konstruktion der Computer. Entsprechend habe ich – was ich immer tue – »Material« aus allen Zeiten eingebracht; sofern es »passt«. Natürlich auch Popsongs – die ja bekanntlich von Allem handeln können. Ob das immer funktioniert, muss der/die LeserIn entscheiden.
Aber zum Blues: hier geht es um mehr. Die Entwicklung des Hexameters, der dann, in den Augen Vieler, zur Grundlage unserer heutigen Kultur geworden ist, hat ca. 400 Jahre kollektiver Arbeit in Anspruch genommen. In meiner Wahrnehmung ist diese »griechische Dominanz« für unsere heutige Kultur aber nicht mehr gegeben (höchstens noch für ein Bündel notorisch graecophiler Stadttheater). Für mich ist die Grundlage unserer heutigen Kultur – spätestens nach WK II – die Musik der amerikanischen Schwarzen, begonnen in Sklavengesängen, aus denen der Blues wurde. Dessen Entwicklung zur 12-Takt-Form hat ca. 300 Jahre gedauert; amerikaweit und dann weltweit durchgesetzt über das Radio (den »Homer des Blues« sozusagen). Diese beiden Vorgänge setze ich in Verbindung. Black Music ist die Grundlage der Körperlichkeit der nach WK II Aufgewachsenen.

Das Unbewusste als Teil der Psychoanalyse war ja schon Thema in Ihrem so einflussreichen 1977 erschienenen Werk über Gewalt, »Männerphantasien«. Das Unbewusste spielt in »a-e-i-o-u« wieder eine Rolle. Welche?

Der deutsch-französische Psychoanalytiker Arthur Goldschmidt hat in einem kleinen Büchlein mit dem Titel »Als Freud das Meer sah«, festgestellt, dass viele Eigenschaften, die Freud dem »Unbewußten« zuschreibt, der Beschreibung von Meeresbewegungen ähneln. Das hat mir eingeleuchtet und mich auf die Frage gebracht, wo »das Unbewußte« der menschlichen Psyche historisch denn entstanden sei.

Gilles Deleuze hat ja einmal geschrieben, man beschäftige sich nicht mit Dingen, die man weiß, sondern mit jenen, die man sucht. Wonach suchen Sie in dem neuen Buch?

Gilles Deleuze und Felix Guattari haben ja als erste entschieden betont, dass menschliche Psyche nicht überall auf der Welt die gleiche sei; dass Freuds »Ödipus-Konstruktion«, wenn überhaupt, höchstens nur für unsere im »antiken Griechischen« verankerte Kultur eine Bedeutung habe. Meine Frage lautete somit: wie und wo ist dies Teil denn historisch in die Körper der Griechenmenschen gelangt? Das System Ubw[1] – ging mir dabei auf – muss als Körperteil verstanden werden. Auch wenn Virchow und andere Chef-Chirugen »die Seele« beim Sezieren nicht finden konnten. Weil sie keine Neurobiologen waren; vom Wechsel der gehirnlichen »Synapsenverschaltungen« noch keine Ahnung hatten. Aber eine solche Neuronen-Verschaltung muss es sein, die unser »System Ubw« ausmacht und von anderen Schaltungen in anderen Weltteilen unterscheidet. Und möglicherweise ist die unsere entstanden zur Zeit der griechischen Seefahrer vor nun ca. 3000 Jahren.

In Ihrem »Buch der Könige« über das Orpheus-und-Eurydike-Motiv und dem »Buch der Königstöchter« beschäftigen Sie sich, wie jetzt wieder, mit dem antiken Griechenland und seiner Mythologie. Was reizt Sie an diesen Mythen, den Göttern, dem alten Griechenland, den Anfängen europäischer Kultur?

Mich reizt daran – heute – vor Allem, wie man dem entkommt. Warum, habe ich oben entwickelt: No education can be complete without a boogie-woogie-woogie-beat. Die Herkunft »unserer« Kultur aus der griechischen Antike zu betonen, ist heute ein Anachronismus.

Ihr Buch schließt mit einem recht maritim ausgefallenen Songverzeichnis. Kommen wir also noch einmal zum Blues, zur Black Music. Denn ihr neues Buch ist ja auch eine Reise aus der griechischen Meereswelt zu den Gestaden des »Black Atlantic«, zum Strom der Kulturen seit der Verschleppung afrikanischer Völker in die Neue Welt, zu den flottierenden Kulturen in der Diaspora, die wie Wellen an den Ufern Europas, Afrikas und Amerikas lecken, sich mischen und kreuzen. Was der Blues mit dem Vokalalphabet der griechischen Seeleute zu tun hat, haben Sie entwickelt. Dass es Klänge sind, die den Bluesman mit dem Seemann verbinden. Was verbindet Sie mit den beiden, mit den »Blueswelten der eigenen Lebenszeit«? Ist es ihre Einsamkeit? Ihre Freiheit?

Sie haben eben den »Black Atlantic« ins Spiel gebracht und dabei das Wort »Diaspora« gebraucht. Die Griechen haben kein eigenes Kernland, sind keine »Nation«, als sie das Vokalalphabet entwickeln; so wenig wie die nordamerikanischen Schwarzen auf ihrem Weg zum Blues; ihrem Weg ins »Gelobte Land«. Beide große Kulturbewegungen entstehen in der Diaspora, heißt das: So ist das meiner Wahrnehmung nach mit so gut wie allen bedeutenden Kulturveränderungen; sie entstehen mehr oder weniger in Exilen. Nun gibt es aber Menschen, die in den üblicherweise einbrechenden Erstarrungen solcher historischer Umwälzungen behaupten, immer schon da gewesen zu sein wo sie jetzt sind; und dies als ihre »natur=gottgegebene« Heimat uns um die Ohren hauen. Sie sind (offenkundig) dazu da, die Schönheiten solchen Wandels nicht nur nicht zu bemerken, sondern zu zerstören. (Zurück in die Steinzeit. Aber mit Laptop; der Lageplän ausspuckt; nicht neue Wellen überraschend heranrauschender Klang-Flugkörper, die wir so viel lieber hätten). Die Utopien des Möglichen können – unter der Idiotie von Kriegsbedingungen – nur sehr eingeschränkt leben; in der Einsamkeit von Exilen.

Eine längere Fassung des Interviews findet sich auf *versorgerin.stwst.at*



Klaus Theweleit: a - e - i - o - u. Die Erfindung des Vokalalphabets auf See, die Entstehung des Unbewussten und der Blues; Matthes & Seitz Verlag; 2023; 287 S.

---

[1] Als »System ubw« wird in der Psychoanalyse das organisierte Unbewusste bezeichnet.

Marc Peschke, 1970 geboren, Kunsthistoriker, Texter, Kulturjournalist und Künstler, lebt im Rhein-Main-Gebiet und in Hamburg. www.marcpeschke.de

Alles Biber an der Lände



Ein Überblick über Biber, ihr Leben an der Donau und die Biber-Forschungsstation *Beaver Lab* im Rück- und Ausblick durch dessen Betreiber:innen.

Am Ufer der Stadtwerkstatt an der Linzer Donau entstand zwischen 1. und 10. September ein mobiles, öffentliches Feldlabor sowie eine skulpturale Biberburg, die das Zusammenwirken von Natur und Kultur und unseren Umgang mit Wildtieren am Beispiel der im 19. Jahrhundert ausgerotteten und nun wieder zurückkehrenden Biber thematisiert. Neben wissenschaftlichen Fakten oder Historischem wurde insbesondere auf das Leben der hier ansässigen, innerstädtischen Biberfamilie Bezug genommen, die Rolle von Tieren in der Kunst (oder als Kunstschaffende) beleuchtet und Utopien der Koexistenz bis Konvivialität im Hinblick auf Klimakrise und Artensterben erarbeitet, in Form von Diskussionsrunden mit Expert*innen aus Biologie, Ökologie, Kunst, Philosophie und Architektur oder Biberspaziergängen.

Basics zu Bibern

Biber bevölkern und prägen seit 15 Millionen Jahren unsere Landschaften. Nachdem sie Mitte des 19. Jahrhunderts in Österreich ausgerottet waren, wurden Ende der 1970er Jahre im Nationalpark Donauauen und am Inn wieder einige Tiere angesiedelt – ebenso wie in einer Vielzahl anderer Länder, deren Populationen seitdem wieder zusammenwachsen und ihr ursprüngliches Verbreitungsgebiet wiederbesiedeln. In Linz fanden sich Ende der 1990er Jahre wieder erste Biberspuren und von der Donau ausgehend wurden inzwischen auch die meisten kleineren Gewässer im Mühlviertel wieder besiedelt. Biber sind enorm anpassungsfähig und nutzen auch urbane Räume – so findet sich auch in Linz eine Vielzahl von Revieren in verschiedensten Lebensräumen, von beengten urbanen Bächen über die Au bis zur Donau. Dort bewohnt eine Familie der reviertreuen, monogamen und höchst sozialen Tiere ein mehr als 4 Kilometer langes Revier – die gesamte Innenstadt. In Biberburgen oder Höhlen (immer mit Unterwasser-Eingang) leben nicht nur die Eltern mit den 2-4 Jungen pro Jahr, sondern auch deren ältere Geschwister, die sich ebenso um die Kleinen kümmern. Nach 2-3 Jahren wandern Jungbiber auf der Suche nach einem eigenen Revier ab – wird der begrenzte (von Wasser abhängige) Lebensraum knapp, sorgen hormonelle Anpassungen für weniger Junge. Die zweitgrößten Nagetiere der Erde sind perfekt an ihr semiaquatisches Leben in und am Wasser angepasst und vor allem für ihre Bautätigkeit und das Fällen von Bäumen bekannt. Letzteres tun sie allerdings primär im Herbst und Winter, um die nährstoffreiche Schicht unter der Rinde (das Kambium) zu essen und den Rest als Baumaterial zu verwenden – im Sommer ernähren sich die Vegetarier vor allem von Gräsern, Kräutern oder Früchten. Im Notfall können sie mehr als 15 Minuten tauchen und ein 6 Monate altes Junges überquert die Donau in fast 3 Minuten ohne weit abzudriften – an Land allerdings sind sie alles andere als flink und wagen sich selten mehr als 10-20 Meter aus dem Wasser.



Einer der Talks, an denen insgesamt teilgenommen haben: Patrick Derieg, Gudrun Fuss, Gundi Habenicht, Renate Holzinger, Leopold Kanzler, Kurt Kotrschal & Christoph Wiesmayr

Benefits durch Biber

Kleinere, zu seichte Gewässer stauen Biber gerne auf und bauen oft unscheinbare, aber auch beeindruckend große Dämme, um den Wasserstand zu regulieren. Dies tun sie, um die Eingänge ihrer Behausung unter Wasser zu halten und schwimmend oder tauchend ihre Plätze des täglichen Lebens zu erreichen. Biberdämme sorgen nicht nur für enormen Wasserrückhalt und helfen so gegen Dürre, schaffen Retentionsraum und dämpfen Hochwasserwellen ab, sondern halten auch Schadstoffe zurück oder können Gewässer kühlen. Ebenso schaffen die Bautätigkeiten von Bibern (neben Burgen & Dämmen auch Kanäle) Unmengen an Lebensraum für andere, oft seltene Arten: Insekten, Fische, Amphibien, Reptilien und andere Säugetiere profitieren von den kleinstrukturierten Oasen. Und von Bibern bevorzugte Bäume wie Zitterpappeln leben regelrecht in Symbiose mit den tierischen Baumeistern. Auch in urbanen Nischen wie dem Urfahraner Diesenleitenbach sind ihre enormen Auswirkungen auf Biodiversität ersichtlich: Viele Fische, Enten, Blauflügel-Prachtlibellen, Gelbspötter, Eisvögel und seltene Würfelnattern tummeln sich zwischen Autobahn und Plesching. Nach langer Zeit der Begradigung und Verbauung von Flüssen und Überschwemmungszonen können Biber enorme Leistungen bei der Renaturierung von Gewässern vollbringen und werden hierfür in einigen Ländern seit einiger Zeit umfassend erforscht und ihre erstaunlichen Fähigkeiten genutzt oder auch imitiert (z.B.: in Form von Beaver Dam Analogs). So singen im schon länger von Dürren geplagten Westen der USA gar viele Farmer Loblieder auf die tierischen Wasserbau-Experten – wie schon lange zuvor die indigene Bevölkerung mancherorts Biber sogar mit prominenten Rollen in Schöpfungsmythen versah.

Biber-Ökologie und (Kunst) Kontext

Nachdem Biber in Österreich über hundert Jahre lang ausgerottet waren, fehlt Menschen seit Generationen jeglicher Bezug zu den Tieren, vielerorts werden Biberdämme illegal zerstört (oft auch extrem kontraproduktiv: Die Tiere brauchen dann nur umso mehr Baumaterial) und zu oft auch illegal getötet. Auch ästhetische Gesichtspunkte und allumfassender menschlicher Machtanspruch über die Natur spielen eine Rolle: Intakte Ökosysteme, von deren Funktionieren wir in vielerlei Weise abhängen, wirken für Menschen im urbanen Raum oder in großflächig von Menschen veränderten und kontrollierten Kulturlandschaften heutzutage oft chaotisch – Totholz beispielsweise ist jedoch ein wichtiger Lebensraum für viele Organismen. Konflikte können meist mit einfachen Mitteln (wie dem Eindrahten von Bäumen) behoben werden und Koexistenz ermöglichen. Wenn – entgegen der Vielzahl an kursierenden Mythen und Falschinformationen – Wissen breitflächig vermittelt und Akzeptanz für unsere tierischen Nachbarn gefördert wird (wie auch gröbere wirtschaftliche Schäden abgegolten werden müssen), können längerfristig gute Kompromisse oder gar Kooperationen mit dieser Schlüsselspezies und vielen anderen Wildtieren in unserer Umgebung entstehen. Angesichts der sich rapide verschärfenden Klimakrise, Artensterben und immer mehr Extremwetterereignissen ist es allerorts vonnöten, funktionierenden Ökosystemen und insbesondere Gewässern und ihren Bewohner*innen wieder mehr Raum zu geben, sowie Wildtiere in Architektur und Landschaftsgestaltung miteinzubeziehen bzw. gar von ihnen zu lernen. Insbesondere auch im städtischen Raum und in Kulturlandschaften werden davon Tiere wie Menschen langfristig auf vielerlei Ebenen profitieren. Wie auch intakte Ökosysteme, Begegnungen oder auch persönliche Beziehungen zu Wildtieren in Naherholungsgebieten bereichernd für viele Menschen sein können und seit den ersten Höhlenmalereien Nährboden für vielfältige künstlerische Auseinandersetzungen bilden.



Auch hier gilt es sich von menschlichem Exzeptionalismus zu verabschieden: Neben der enormen Effektivität ihrer Wasserbau-Tätigkeiten müssen auch ästhetische, künstlerische und kollaborative Aspekte gewürdigt werden – viele Bauwerke von Bibern bestechen auch durch Formschönheit, ebenso wie manch Fraßspuren (die klassischen sanduhrförmigen Fällungen oder feinsäuberlich abgenagte Ästchen, die erstaunlicherweise sogar auf Online-Plattformen zu relativ hohen Preisen angeboten werden). Aber auch ihre vielfältigen, manchmal gar an Gesänge erinnernden Lautäußerungen bieten Raum zur Auseinandersetzung mit künstlerischen Aspekten.
Im Herbst 2022 partizipierte die örtliche Biberfamilie bereits an einem Kunstprojekt am Stwst-Donauufer – einer Nest-Skulptur aus Weiden von Andrea Lehmann (siehe »Kopfschnittgalerie Wildfrucht« – Versorgerin #136, Dez. 2022). Nicht nur Menschen, sondern auch Tiere setzen sich mit Kunst im öffentlichen Raum auseinander und nicht zuletzt bietet Kunst ungeahnte Möglichkeiten für die Zugänglichkeit von Wissenschaftskommunikation und dem In-Beziehung-Treten mit unserer Umwelt und nicht-menschlichen Akteur*innen.

Weitere Informationen, die gesamte Projektdokumentation, die Lautäußerungen von Biberbabys oder auch die Möglichkeit zur Buchung von Biberführungen finden sich unter *https://beaverlab.at*.

Das Beaver Lab sind:

Franziska Thurner (Franka Katz): Medienkünstlerin und Universitätslektorin an der Akademie der bildenden Künste Wien sowie an der Kunstuniversität Linz.

Fabian Holzinger (Abby Lee Tee): Musiker & Sound Designer – seit 2020 erforscht er Biber und ihre Lautäußerungen.



Auch 2024:
Sich mit dem Beaver Lab an der STWST-Lände vom menschlichen Exzeptionismus verabschieden.
Mit Kunst, Akustik und Ökologie.

Die STWST-Lände ist erweitertes Gestaltungs- und Wildwuchskonzept, auf 86 Metern Donauufer vor der STWST.

beaverlab.at
newcontext.stwst.at/deckdock



Wen's interessiert mitzumachen: *office@stwst.at*

Bloodproof of life

Im September ist in der STWST das Projekt Bloodproof of Life gelaufen – eine Rückschau auf ein Projekt, bei dem sich Warteschlangen bildeten.

Das war der Bloodproof – so wurde das kollektive Kunstprojekt ausgeschrieben:

Die Stadtwerkstatt gibt dir dein Herzblut zurück – Komm und hol es dir!

Am Ende des KI-Moratoriums, im letzten Sommer vor der totalen Cloud, transformiert die STWST dein Herzblut zu einem kollektiven Kunstgeschehen.

Inmitten eines Raumes, der vom schlagenden humanistischen Herzen handelt, sitzt Fachpersonal, das dir Blut abnimmt. Ärzt*innen nehmen denjenigen Freiwilligen, die sich noch immer verpflichtet fühlen, die geringe Menge von 4 ml Blut ab. Die Ampulle wird von der Stadtwerkstatt verschlossen. Der Prozess wird von einer zusätzlichen Kulturinitiative, von servus.at, assistiert und bestätigt.

Du bekommst deine Ampulle Herzblut in einem Mehrfach-Proof als transformiertes und zertifiziertes Blut-zu-Kunst-Objekt zurück. Dann setzt du dich vor eine Kamera, die die Echtheit deiner Ampulle Blut, DEINE Echtheit und deine Teilnahme am kollektiven Herzblut-Projekt festhält und bestätigt. Der Proof der Teilnahme erfolgt außerdem durch eine Blockchain, die zudem einen weiteren PROOF OF LIFE liefert.

Dein Herzblut ist somit zu einem Teil einer kollektiven Kunstaktion und Kunstedition geworden.

So kann jede*r nicht nur für 15 Minuten Künstler*in sein, sondern FÜR IMMER Teil der kollektiven Herzblut-Chain werden.

Wir laden Künstler:innen, kritische Produzent*innen, Programmierer°innen, Theoretiker~innen, die Kolleginnenschaft, das Publikum von STWST48 und der gesamten Ars Electronica ein, also jeden Teil des Systems Kunst, Gesellschaft und Technologie, um die Frage zu stellen, was Leben ist.
Es geht um Herzblut als Ressource, um innere Betriebssysteme des Engagements, um ein Manifest gegen die schlagenden und zerschlagenden Kräfte des Kapitalismus, um temperiertes Blut inmitten der Kalt-Warm-Wende des Anthropozäns, um ein Gegen-Phantasma im kalten Transhumanismus.

Oder auch ganz persönlich: Das Leben nimmt dir jeden Tag Herzblut ab. Sag uns, was dir von wem genommen wurde, von der Welt, ihren Kapriolen und Katastrophen, von deinen Freunden, dem Job, Google, Amazon, Microsoft oder auch der STWST oder deinem eigenen Kulturverein selbst – alle wollen Herzblut ... und WIR geben es dir zumindest an diesen beiden Tagen auch wieder zurück.

Lebt dein Leben? Komm vorbei!

Bloodproof of Life – das waren Ablauf und Prozedere:

1) Der*die Herzblut-Spender*in meldet sich beim Check-In/Check-Out Tisch an und befüllt die Dokumente.
2) Herzblut-Spender*in wird mit den Dokumenten in die Werkstatt geschickt.
3) In der Werkstatt erfolgt die Blutabnahme, der Proof per Blockchain/Hashchain und per Video.
4) Herzblut-Spender*in wird zum Check-In/Check-Out Tisch entlassen

Bloodproof of Life – das war der CHECK von STWST und servus.at

Die unterzeichnete Initiative STWST und servus.at garantieren:

++ Abnahme der 4 ml Blut unter üblichen medizinischen Standards und durch zugelassene Ärzte.
++ eine ordnungsgemäße Abwicklung des Verifizierungsverfahrens, das Verschließen der Ampulle, Rückgabe der Blutampullen an die Spender*innen, Verwahrung der Dokumente, Abwicklung der Blut-zu-Kunst-Transformation
++ einen Proof der Teilnahme per Blockchain/Haschain
++ einen Proof der Teilnahme durch eine Videoaufnahme
++ Feststellung der Höhe der Blutabnahmen / der Edition

Die STWST gibt an, dass das gespendete Herzblut im Rahmen einer kollektiven Kunstaktion von STWST48x9 COLD HEAVEN, 48 Hours of Immersive Trash, von 8.-10. September zu einem Kunstobjekt wird. Die Edition innerhalb des kollektiven Prozesses wird zwischen 8. und 10. Sept hergestellt. Die Auflagehöhe der Edition kann mit 10. Sept festgestellt werden.

Datum: Linz, __ September 2023
Unterschrift STWST ____________________ Stempel STWST (optional)

Die assistierende Kulturinitiative servus.at unterstützt allen oben genannten Schritte und bestätigt die Auflage der kollektiven Herzblutedition durch Methodik: Open Source Circulation Multi Proof.

Datum: Linz, __ September 2023
Unterschrift servus.at ____________________ Stempel servus.at (optional)

Bloodproof of Life – das war der REAL DATA ART CHECK, von der SPENDER*IN auszufüllen

Ich, der*die Herzblutspender*in ________________________________
bin mit der Abnahme von 4 ml meines Blutes einverstanden.

Ich weiß, dass die Abnahme der 4 ml Blut unter medizinischen Standards und durch zugelassene Ärzte erfolgt. Ich weiß, dass die Abnahme von 4 ml Blut in keiner Weise beeinträchtigend ist. Mir ist bewusst, dass eventuell dennoch auftauchende Schwächeerscheinungen nichtkörperlicher Natur sind. Das heißt: Falls ich dennoch umfalle, bin ich selbst schuld.

Ich bin mit der Einspeisung meiner angegebenen Daten (angegebener Name, weiteres) der Zertifizierungs- und Proof-Verfahren im Rahmen des Projekts und der Blockchain/Hashchain einverstanden.

Ich bin mit einer Videoaufnahme einverstanden – dafür setze ich mich vor einen Greenscreen und lese eine dem Bloodproof-Objekt zugeordnete 1-9-stellige Nummer- und Zeichenfolge vor.

Ich bin mit Drehen und der Verwendung von kurzen Videosequenzen, die seitens der STWST für künstlerische und dokumentarische Zwecke gemacht werden, einverstanden.

Ich bin damit einverstanden, dass die hier ausgefüllten Dokumente bei der Stadtwerkstatt verbleiben.

Ich, der*die Herzblutspender*in bin damit einverstanden, dass mein Herzblut im Rahmen einer kollektiven Kunstaktion von STWST48x9 COLD HEAVEN, 48 Hours of Immersive Trash, von 8.-10. September zu einem Kunstobjekt werden. Ich bin damit einverstanden, meine Ampulle Herzblut entgegenzunehmen und als Kunstobjekt zu verstehen.

Im Fall des Falles: Ich bin im Falle eines Verkaufes meiner Ampulle Herzblut durch mich selbst oder andere, denen ich meine Ampulle anvertraut, geschenkt oder getauscht habe, damit einverstanden, dass mit der STWST Gespräche über den Verkaufsgrund von eigenem Herzblut und weiters dementsprechende Vereinbarungen über den Verkauf zu treffen sind. Dazu trete ich mit der STWST in Verbindung.

Bei Einigung verifiziert die STWST die bei ihr verbliebenen Dokumente. Dies trifft auf JEDEN weiteren Verkauf zu, auch bei Verkäufen durch Dritte und insbesondere bei sämtlichen Verkäufen.

Ich nehme zur Kenntnis, dass es beabsichtigt ist, eventuell anfallende Erlöse zugunsten des hier spendenden Kollektivs aufgeteilt werden.

Um über eventuell anfallende Erlöse, die im Zusammenhang mit einem eventuellen Verkauf eines*r anderen Teilnehmer*in erzielt werden, als Begünstigte informiert zu werden, hinterlasse ich einen Kontakt.

- ▢ E-Mail ______________________
- ▢ Nein, ich bin an diesem Schritt nicht interessiert.

Ich nehme zur Kenntnis, dass seitens der STWST alle Schritte der Herzblut-zu-Kunst-Transformation und alle Schritte hinsichtlich des Prozederes des BLOODPROOF OF LIFE in aller Seriosität verfolgt werden, aber seitens der STWST dennoch ohne jegliche Gewähr bleiben. Es besteht seitens der STWST keinerlei Haftung. Es bleiben die ideellen Werte von Kunst, Subversion, Selbstermächtigung, emanzipativer Politik, offener Gesellschaft, teilhabender Kultur usw relevant.

Details im Kleingedruckten am Ende.

Datum: Linz, __ September 2023

Unterschrift Herzblutspender*in:

____

Im Rahmen von:
STWST48x9 COLD HEAVEN

48 Hours of Immersive Trash
STWST Linz, 8.-10. Sept 2023

BLOODPROOF OF LIFE

STWST48x9.STWST.AT/BLOODPROOF_OF_LIFE

BLOODPROOF OF LIFE
Die STWST gibt dir dein Herzblut zurück.

4 ml Eigenblut wird zur kollektiven Kunstaktion und zur kollektiven Kunstedition

Spender*in: ______________________________ Lifeblood Nr: ________
Blutabnahme: ______________________________ (Medic)
Proof (Closed): ______________________________ (STWST)
Assisted Proof (Signed): ______________________ (servus.at)

Trash Hash: Lb-Nr ______ - #__________________(# last 6dig)

Questionnaire: **Yes** / Real Blood: **Yes** / Blockchain Existence: **Yes** / Video Proof: **Yes**
If LIFE PROOF DONE and ALL YES -> Your Lifeblood is now an Object.

Exchange, donation, barter of your symbolic lifeblood object is allowed and welcome. A sale and especially an ART MARKET SALE of your lifeblood must be approved by STWST. Your personal lifeblood as an ART MARKET OBJECT is only valid for an art market sale in combination with validation of questionnaire, blockchain, video proof and the final number of participants (=Edition size) by STWST. For more details: please see questionnaire and contact STWST.

THANK YOU FOR YOUR LIFEBLOOD.

QUESTION PART

I INSCRIBE THE BLOODPROOF OF LIFE

→ Ich bin eine Person, die sich für die Frage interessiert, was Leben ist.
☐ Ja ☐ Nein ☐ In welchem Sinn: ____________________
→ Insbesondere interessieren mich der Humanismus und sein Niedergang.
☐ Ja ☐ Nein ☐ Anderes/Außerdem:
→ Ich bin Mitglied eines Kollektivs, das sich für Zusammenleben & Widerstand interessiert.
☐ Ja ☐ Nein ☐ Wofür/wogegen:
→ Ich bin Künstler*in, der*die Herzblut in seine*ihre Kunst investiert und fragt, wie wir leben wollen.
☐ Ja ☐ Nein ☐ Und so wollen wir:
→ Dennoch schaffe ich es, mich auch für den Kunstmarkt zu interessieren.
☐ Ja ☐ Nein ☐ Ich würde gern.
→ Ich bin künstlerische*r Leiter*in irgendeiner Institution – und engagiere mich dort wirklich.
☐ Ja ☐ Nein ☐ Ich leite andere Dinge
→ Ich bin Privatperson, die kapitalistische Ausbeutung erkennt.
☐ Ja ☐ Nein ☐ Bin selbst Nutznießer*in
→ Ich bin eine politische Person, die die offene Gesellschaft und ihre Feinde erkennt.
☐ Ja ☐ Nein ☐ Ja, stimmt, der Linksextremismus ist das Problem.
→ Ich bin eine Person, die sagt: Herzblut knows no gender.
☐ Ja ☐ Nein ☐ So einfach ist das nicht
→ Ich bin eine Person, die sagt: Herzblut knows no nation.
☐ Ja ☐ Nein ☐ Bitte ergänzen: No Border, ____________________
→ Ich bin Ars Electronica Besucher*in und kritisiere „Festivalisierung" und das negative Spektakel.
☐ Ja ☐ Nein ☐ Mir gefällt alles, vor allem Green Events

→ Are you real?
☐ Ja ☐ Nein ☐ I'm a real Robot
→ Lebt dein Leben?
☐ Ja ☐ Nein ☐ Muss mich erkundigen

Herzblut ist eine politische Kategorie (ZUTREFFENDES ANKREUZEN)

++ gegen die zerschlagenden Kräfte des Kapitalismus	☐ JA	☐ NEIN
++ ein inneres Betriebssystem des Engagements	☐ JA	☐ NEIN
++ ein Gegen-Phantasma zum kalten Transhumanismus	☐ JA	☐ NEIN
++ weiß nicht, aber ich lasse mir das alles auf ein T-Shirt drucken	☐ JA	☐ NEIN

Andere Körpersäfte mit politischem Impact: ____________________

Mit meiner Teilnahme am Proof of Life möchte ich (ZUTREFFENDES ANKREUZEN)
☐ mein Leben feiern
☐ meine Gesundheit überprüfen
☐ über mich selbst nachdenken
☐ mein Netzwerkpotential festigen
☐ die Möglichkeit bekommen, mehr zu netzwerken
☐ über meine Praxis sprechen
☐ mein Herzblut zurückbekommen
☐ mit meinem Herzblut auf den Kunstmarkt gehen
☐ anderes, nämlich: ____________________

BLUT- UND WEITERE GRUPPE

→ Meine medizinisch zugewiesene Blutgruppe (ZUTREFFENDES UNTERSTREICHEN)
A / B / AB / 0 / No Idea / Divers / Rh+ / Rh-

→ Wunschgruppe(n) abseits von Blutgruppe – ich möchte gern dabei sein bei anderen Gruppen (ZUTREFFENDES ANKREUZEN)
☐ Gruppe der kritischen Künstler*innen
☐ Gruppe der Theoretiker*innen
☐ Sportverein
☐ Anderes, nämlich: ____________________

KUNST UND LEBEN

→ Kann man gute Kunst auch in guten Zuständen machen? ☐ NEIN ☐ Hhmmm …
→ Muss die Welt schlecht sein, damit gute Kunst produziert wird?
☐ JA ☐ NEIN ☐ Anderes, nämlich: ____________________
→ Machen nur Menschen Kunst? ☐ JA ☐ NEIN
Wenn nein, wer oder was sonst? ____________________

INFODATA GRUPPE - WAS SCHÜTZT IHR LIFEBLOOD?

→ Bitte geben Sie hier ein Passwort ein: Ja, sicher, hier ist es: ____________________
→ Welche (digital, analog, gemischt) Authentifizierungsfaktoren schützen derzeit Ihr größtes Geheimnis?
☐ Multifaktor (mindest 2) ☐ Ich bin für völlige Transparenz: ____________________
→ Haben Sie jemals Arbeiten anderer raubkopiert?
☐ JA ☐ NEIN ☐ Ich habe nur aus dem Internet kopiert
→ Wurde Ihre Arbeit jemals raubkopiert?
☐ JA ☐ NEIN ☐ War nur Chat-gpt
→ Welcher Virus soll das globale Medienkunstnetzwerk befallen?
☐ WannaCry ☐ Sozialismus ☐ andere Russische Ransomware
→ Wann haben Sie Ihr letztes Backup gemacht? ____________________
→ Blockchain oder KI? ____________________
→ Wem gehört die Wahrheit? (ZUTREFFENDES ANKREUZEN)
☐ Gute Frage ☐ Selten so eine bescheuerte Frage gehört

ENGAGEMENT-BLOCK

→ Für welche Dinge setzen Sie sich derzeit ein? (ZUTREFFENDES ANKREUZEN)
☐ Klimagerechtigkeit
☐ Soziale Gerechtigkeit
☐ Gerechte Gerechtigkeit
☐ Anderes, Thema des Kampfes bitte hier einfügen: ____________________

→ Was ist dir wichtig? (ZUTREFFENDES ANKREUZEN)
☐ Mein Job
☐ Meine Familie
☐ Meine Projekte
☐ Tiere & Haustiere (Meine / Die von anderen / Nutztiere / Die in freier Wildbahn / Alien Life Forms)
☐ Mein(e) Partner
☐ Mein*e Galerist*in
☐ Mein*e Direktor*in
☐ Mein Sozialer-Netzwerk-Zugang
☐ Persönlichen Wert einfügen: ____________________
☐ Persönlichen Wert einfügen: ____________________
☐ Persönlichen Wert einfügen: ____________________

→ Wer nimmt dir dein Lifeblood? (ZUTREFFENDES ANKREUZEN)
☐ Mein Job
☐ Meine Familie
☐ Meine Projekte
☐ Mein(e) Partner
☐ Mein*e Galerist*in
☐ Mein*e Direktor*in
☐ Mein Sozialer-Netzwerk-Zugang
☐ Die großen Tech-Konzerne. Welche? (ZUTREFFENDES EXTRA ANKREUZEN)
☐ GAFAM ☐ FAANG ☐ MANAMANA ☐ Tesla
☐ FANG ☐ MAMAA ☐ Palantir ☐ Farmville
☐ Eigenes Akronym für böse Blutsauger einfügen: ____________________

→ Hast du ein neues/aktuelles Projekt? Falls ja, worum geht es? (ZUTREFFENDES ANKREUZEN)
☐ Klimagerechtigkeit
☐ Soziale Gerechtigkeit
☐ Gerechte Gerechtigkeit
☐ KI
☐ Thema des Kunstwerks hier einfügen: ____________________

QUANTITATIV-QUALITATIVE SLIDER

→ Wie vielen Leuten hast du heute dein neues Projekt präsentiert? (ZAHL ANGEBEN) __________

→ Kann Leben in Zahlen ausgedrückt werden? (Falls JA, ZUTREFFENDES ANKREUZEN)
☐ 0 ☐ 1 ☐ π ☐ √2 ☐ 101000 ☐ Anderes, nämlich: ____________________

→ Auf einem Primzahlen-Slider von 1 bis 37: Wie geht es dir? (ZUTREFFENDES UNTERSTREICHEN)
2 – 3 – 5 – 7 – 11 – 13 – 17 – 19 – 23 – 29 – 31 – 37
→ Wenn < 17:
Wenn es dir so schlecht geht, warum machst du keine gute Kunst? (ZUTREFFENDES ANKREUZEN)
☐ Mach ich eh trotzdem! ☐ WAS SOLL DAS?

→ Auf einem Fibonacci-Slider von 1 bis 377: Wie geht es den anderen? (ZUTR. EINRINGELN)
1, 1, 2, 3, 5, 8, 13, 21, 34, 55, 89, 144, 233, 377

→ Auf einem Exponential-Slider von 10 bis 10hochfünfvorzwölf:
Wie schätzt du den Zustand der Welt ein? (ZUTREFFENDES UNTERWELLEN)
10^1 10^2 10^4 10^{16} 10^{32} 10^{64} NOCH SCHLIMMER

→ Auf einer Hoffnungslos-Skala von 0 bis minus 273 Grad: Was bleibt zu tun? (KURZ WAS DAHERFASELN)

____

→ In welcher Welt willst du leben:
In einer Welt, in der man Wasser aus der Toilette trinken kann.
☐ JA ☐ NEIN ☐ In einer anderen, nämlich: ____________________

→ Ich glaube, dass Einsiedlerkrebse, die in Plastikmüll hausen, bessere Überlebenschancen haben als die Menschheit.
☐ JA ☐ NEIN ☐ Ich glaube was ganz anderes: ____________________

→ I love my Herzblut. Stimme zu auf einer Skala von 1 – 10: (ANZAHL DER HERZEN ANMALEN)
♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡

→ Glaubst du an Fragebögen?
☐ JA ☐ NEIN ☐ KOMMT DRAUF AN

→ Welche Fragen wurden vergessen zu stellen?
1)____________________
2)____________________
3) Dazu schreibe ich noch ein Extra-Mail

Ich bestätige die absolute Präzision meiner Antworten und aller angegebenen persönlichen Daten (+- < 0.005me2).

ORT, DATUM: ____________________

HERZBLUTSPENDER*IN UNTERSCHRIFT ____________________

Bloodproof of Life – Das war das Kleingedruckte:

Der Bloodproof of Life ist ein Kunstprojekt, das individuelle wie kollektive Aspekte der Produktion und des Engagements thematisiert (siehe diverse Texe). Weiters spielt das Projekt mit dem Spekulationswert von Kunst. Generelle Klausel zu allen Teilen des Projektes: Spontane Abweichungen und das Ausfallen von Teilelementen sind möglich. Sie erfüllen dennoch das Prozedere, solange sie den Gesamtzweck des BLOODPROOF OF LIFE verfolgen.

You want to go to the art market? With your Lifeblood? Please contact STWST: Wir werden dich zuerst fragen, ob du verrückt bist. Dann handeln wir Prozente aus. Ein entstehender möglicher Gewinn wird versucht umzuverteilen. Ohne Haftung. Ohne Gewähr.

STADT WERK STATT servus.at kunst & kultur im netz

Projektcredits: Idee, Konzept und Texte - das Leben lebt: Tanja Brandmayr // **Konzept** - alle Checks and Balances: Tanja Brandmayr, Jan-Nahuel Jenny, Claudia Dworschak, Claus Harringer, Jörg Parnreiter, Gitti Vasicek, Franz Xaver // **Bildschirm Visual** - schlagendes trans/humanistisches Herz: Claus Harringer // **Fragebogen final** - und Smashing Ceremony: Davide Bevilacqua, Tanja Brandmayr // **Bloodproof Blockchain** - als Hashchain: Infolab/Franz Xaver // **Bloodproof MC** - thank you for your Lifeblood: Gitti Vasicek // **Ärzte** - ihr Blut ist echt: Dr. Med. Andreas Aigner, Dr. Med. Siegfried Gierlinger // **Bloodproof STWST** - die offene Gesellschaft: Valarie Serbest, Fina Esslinger, Gabi Kepplinger, Dagmar Schink, Olivia Schütz // **Assisted Bloodproof servus.at** - Open Source Kreislauf: Davide Bevilacqua, Dasha Ilina, Aileen Derieg // **Blood Check-in/Check-out** - isn't gender blind: Mika Egal, Sarah Mo Praschak, sugar pa!, taro // **Bloodproof visuelles Konzept und Basissujet** - denken das Herzblut: Tanja Brandmayr, Claus Harringer // **Bloodproof zusätzliche Grafik** - wants his Lifeblood back: Christoph Ginzinger // **Rotwein** für alle Blutspender*innen - gesponsored: vom Cafe Strom

Der BLOODPROOF OF LIFE wurde unterstützt vom Österreichischen ROTEN KREUZ.

Wir verweisen in diesem Zusammenhang auf die Wichtigkeit von Blutspenden – und auf Blut als lebenswichtigen medizinischen Rohstoff und knappe Ressource.

Geht auch im echten Leben BLUTSPENDEN!

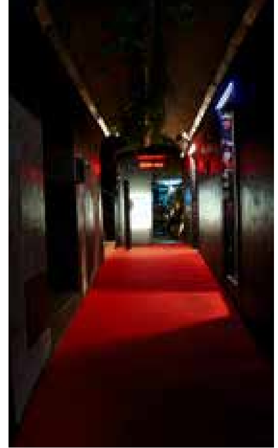
BLOODPROOF OF LIFE
Foto- und Videodokumentation:
stwst48x9.stwst.at/bloodproof_of_life
stwst48x9.stwst.at/dokumentation

BLOODPROOF OF LIFE im Rahmen von:
STWST48x9 COLD HEAVEN. 48 Hours of Immersive Trash.
STWST Linz, 8.-10. Sept 2023
stwst48x9.stwst.at

STWST48x9 COLD HEAVEN war ein Projekt der STWST

BLOODPROOF OF LIFE – so war es:

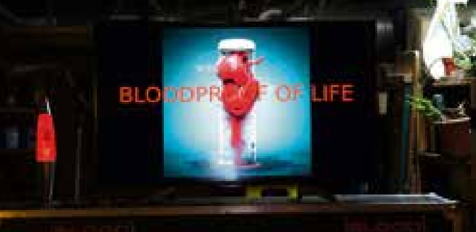







Fotos: Astrid Benzer, Tanja Brandmayr, Claudia Dworschak, Paul Krackowitzer












BLOODPROOF OF LIFE – Hinweis auf weitere Teilnahme:

LEBT DEIN LEBEN? SEND YR LIFEBLOOD AS AN ART PIECE!

Der BLOODPROOF OF LIFE ist gelaufen. Aber es geht es weiter. Wenn folgende vier Fragen mit JA beantwortet werden, kann dein Herzblut auch über den Postweg zum Objekt werden.

Lebt dein Leben?
▢ JA ▢ NEIN

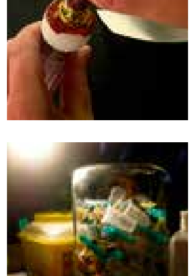
Ich möchte STATT der Teilnahme beim BLOODPROOF OF LIFE mit ECHTEM BLUT ein von mir verfertigtes Objekt/Projekt übersenden, in das mein Herzblut geflossen ist.
▢ JA ▢ NEIN

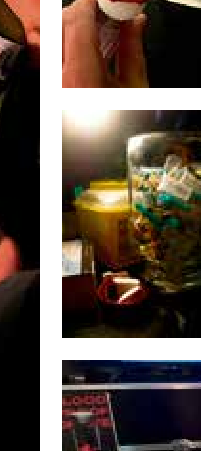
Ich sende dafür über den realen oder elektronischen Postweg:
→ den ausgefüllten und von mir unterschriebenen Fragebogen auf Seite 19
→ diesen ausgefüllten Abschnitt „SEND YR LIFEBLOOD AS AN ART PIECE“
→ meine eigene Arbeit als Künstler*in oder kritische*r Produzent*in
▢ JA ▢ NEIN

Außer einer Eingangsbestätigung (Achtung, Absende-Adresse hinterlassen) möchte ich NICHTS dafür – und möchte stattdessen nur Teil einer neuen Kunstbewegung sein. Ich verstehe die Ironie dieses Satzes.
▢ JA ▢ NEIN

Mein Name / Name der Arbeit: ___________________________________
Absende-Adresse: ____

Send yr Lifeblood as an Art Piece an: Stadtwerkstatt / STWST, Kirchengasse 4, 4040 Linz, Austria oder: office@stwst.at, Kennwort/Betreff: Bloodproof of Life




STWST CLAIM 2024

KANN WEG

State of the Protest, wenn wir auf die schöne neue Kulturwelt da draußen schauen: Gefühlt tausend Jubiläen mit Ende 2023 fast vorbei, endlich. 2024 kommt ein neues Kulturhauptstadtjahr in the Hood, weil das letzte schon so geil war. Eine Abbaugesellschaft, die immer noch so tut, als wären wir im Wiederaufbau. Gesinnungen, die politische Haltungen fortsetzen, die wir eigentlich längst hätten entsorgen sollen. Eine Kunst-, Kultur und Diskurswelt, die ihre eigenen Revolten vergisst. Eine Szene, die mit ihren eigenen Strukturen beschäftigt ist. Eine Jugend, die zu Recht Sprüche cancelt, die kontaminiert sind. Fragen wir doch gleich so: Hatte die Reinigungskraft, die in den 1980ern die Fett-Ecke von Beuys entfernt hat, eigentlich damals schon recht? Wir, die STWST, wollen im Jahr 2024 Dinge anvisieren, die weg können. Und aber eigentlich danach fragen, was bleiben kann. Oder her soll.

Bei Interesse, in der STWST 2024 was zu dieser derzeit noch bewusst offen gehaltenen Thematik beizutragen, in derzeit noch nicht ausdefinierter Form, gerne ein formloses Mail schicken, an: *office@stwst.at*, Betreff: Kann weg.

Ein Krankenwagen für Dumbuto!

Dumbuto ist eine kleine Ortschaft am Südufer des Flusses Gambia im gleichnamigen westafrikanischen Staat und außerdem Herkunftsort eines Mitarbeiters der Stadtwerkstatt.

Er hat uns erzählt, dass in Dumbuto regelmäßig Menschen sterben, weil sie nicht rechtzeitig ins Krankenhaus gebracht werden können: »Every year our community is faced with a lot of preventable maternal and infant deaths due to lack of timely and easy access to the nearest healthcare facility. We are left at the mercy of using donkey or horse carts, the recently donated tricycle or whatever means of transportation available to evacuate patients during emergencies.«

Darum hat er eine Kampagne ins Leben gerufen, um einen Krankenwagen zu organisieren, damit das nicht mehr passiert und die Stadtwerkstatt gefragt, ob sie mitmacht.

Das tun wir gerne, brauchen dazu aber eure Unterstützung!

Mehr Informationen zur Spendenkampagne und wie ihr beitragen könnt (finanziell oder organisatorisch) findet ihr auf:

→ ambulance.stwst.at

ZU DIY-NACHTEN GIBLINGE SCHENKEN

Der Gibling, die Communitywährung und Währungskunst der STWST, wurde 2023 von Tina Kult gestaltet.

COMMUNITYWÄHRUNG SCHENKEN

Warum nicht ein Gibling-Paket in beliebiger Betragshöhe für jemanden zu den Feiertagen erwerben? Mögliche Stückelung: 1er-, 2er- und 5-er Giblinge.

Einfach nachfragen unter office@stwst.at oder im Office der STWST vorbeikommen.



GIBLING-KUNST-EDITION SCHENKEN

500,-

Die Gibling-Kunstedition besteht aus jeweils einer 1-, 2- und 5-Gibling-Note und aus dem 500-Gibling-KUNSTSCHEIN.

Zu erwerben ab Anfang Dezember im Office der STWST. office@stwst.at, Preis: Euro 500.-

Mehr Infos über den Gibling, die verschiedenen Kunsteditionen und den diesjährigen Gibling von Tina Kult: *punkaustria.stwst.at*, *gibling.stwst.at*

A Green Thread in Media Art

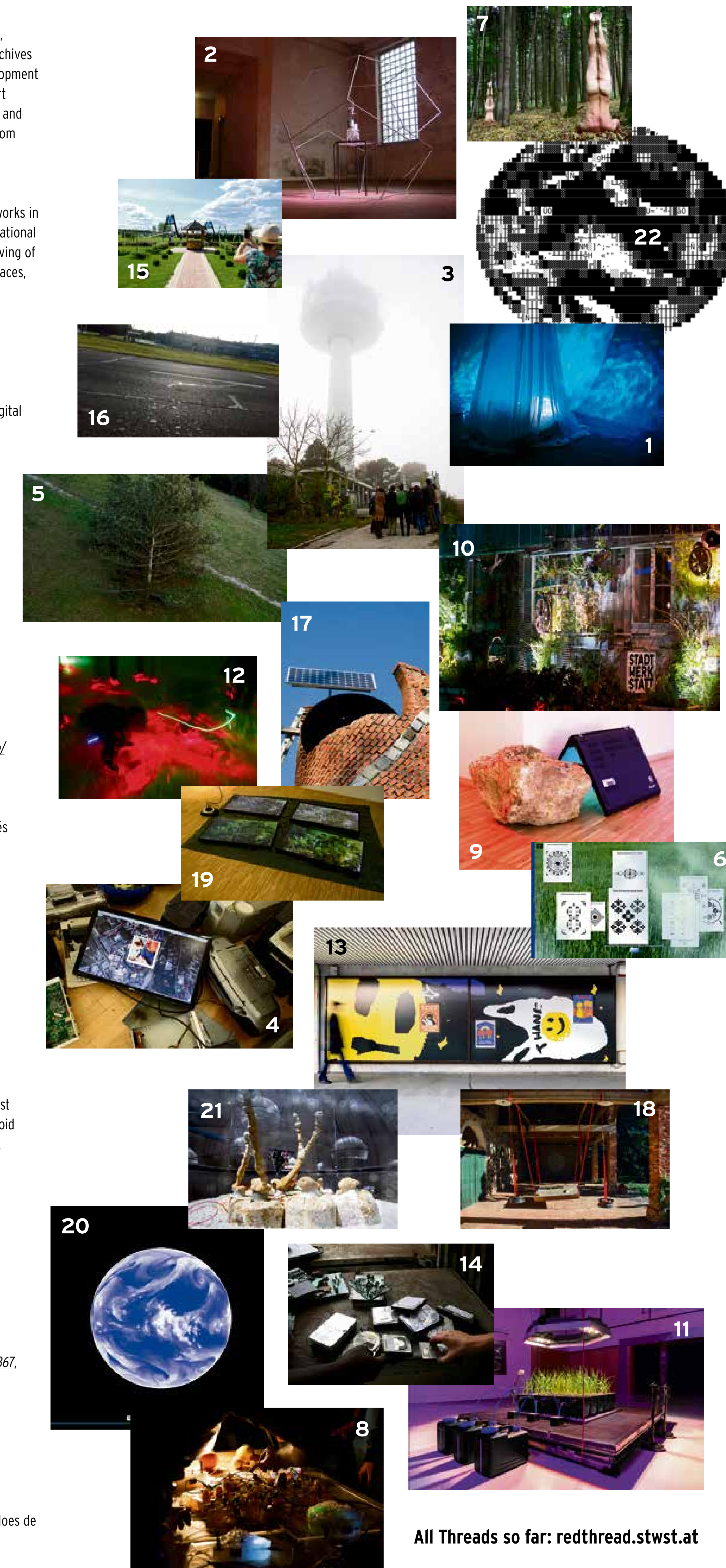
Under the title »Red Thread of Media Art«, STWST invites associated media artists and net culture activists to contextualise developments from their own fields of work with those of STWST. Davide Bevilacqua was asked for the third thread and focusses on the Green.

Context STWST Red Thread of New Media Art: Under the title »Red Thread of Media Art«, artists from the Stadtwerkstatt environment are invited to select images from their own archives and the STWST archive from the last 40 years in order to present the various lines of development of media art, new media or art after new media. The aim is to keep the concept of media art progressive and resistant - and to contextualise media art with developments in the STWST and works from the respective own art and research areas. Franz Xaver and Tanja Brandmayr from STWST started last year, Davide Bevilacqua from servus.at was invited this year.

Context from Davide Bevilacqua: This page attempts to build a green thread of media art practices, connecting natural environments with their virtualized simulacra, as well as networks in physical realms with digital lines of platforms and spaces. Environmental impact, representational approximation and virtualization, data & pollution, but also the clash, overlap and interweaving of synthetic and natural in computing, networking and electronics. Verticals, spheres and surfaces, complex system and simplicity, inside & outside, environments and places.

The green thread connect works, images, and texts from the contexts of STWST, servus.at, as well as work and research of artists from the Art Meets Radical Openness community and own works and researches.

1. »Environments environ: surround, encircle, circumscribe« The embracing qualities of digital environments and filter bubbles, but also of the encapsulating coziness from the art communities. In the bubble, servus.at in Museion Atelierhaus, BZ, 2018.
2. Ghostradio, by Markus Decker, Pamela Neuwirth and Franz Xaver. At the overlap between physical and informatival reality. First encounter with FX at Pixel.no, Bergen, Norway, 2013. *https://projects.stwst.at/stwst48/ghostradio-by-markus-decker-pamela-neuwirth-and-franz-xaver/*
3. Christina Gruber, Thirsty Data Centers, 2019. Observing the TV relay tower in Ansfelden, covered in fog. Foto: Eva Maria Dreisiebner *https://research.radical-openness.org/2019/thirsty-datacenter/*
4. I know where your cat lives, by Owen Mundy, in *Behind the Smart World*, Art Meets Radical Openness 2016, Foto: Andreas Zingerle. *https://publications.servus.at/2016-Behind_the_Smart_World/*
5. from Torziolòn, guide book & tour in Melara, Trieste, Davide Bevilacqua, 2018
6. Eva Maria Lopez, I Never Promised You a Green Garden. *http://www.evalopez.net/index.php?id=291*
7. Das biomechanische Ballett, oder I like Trees and Human Rights. Wald, Bäume, Text und Kontext, 2015. Tanja Brandmayr/Quasikunst. *https://www.quasikunst.at/index.php/das-biomechanische-ballett-oder-i-like-trees-and-human-right/*
8. Ursuppe, Davide Bevilacqua & Alberto Boem, Foto: Daniel Mabrouk, 2013. An organic modular computational sound mashup.
9. Everything by Sebastian Mira, in Camping with Computers, 2021, Foto: Sara Piñeros Cortés
10. EFEU – Stadtwerkstatt Facade: A hourly reminder of symbiotic relationships between nature and technic. Facade as an art display by STWST.
11. LIFE SUPPORT SYSTEM, disnovation.org, 2020 – ongoing, credits disnovation.org. *http://disnovation.org/lss.php*
12. from dust till dawn: produced by decker/offenhuber in cooperation with ushi reiter / servus.at, image from servus Archive. *https://webarchiv.servus.at/dust/*
13. Clusterduck - #MemersForFuture, installation at FMR 23, Linz. Foto: Violetta Wakolbinger
14. 22 Harddrives, starting point of servus.at Research Lab 2015 »Behind the Smart World«. *Kairus.org*, servus archive. *https://research.radical-openness.org/2015*
15. ECOTECHNOFEST 2019 / visit at Marjina Horka, Foto: Davide Bevilacqua, 2019
16. The Banality of Infrastructure / Field Trip to Lead-Acid factory in Brest, Belarus. Foto: Davide Bevilacqua. 2019. During a residency in Belarus, a trip to visit the lead-acid battery factory built there in 2019 – a place where global economic and political dynamic, as well as the environmental and societal struggle, meet and collapse. After hearing activist stories, a many hours trip, and being alone in a completely unknown space I was so paranoid of being followed that I did not even take out my camera and do a sneaky pic with a phon. I felt just insanely powerless, looking at an incredibly boring building, whose presence is an instance of power and protest.
17. Solar Wlan Turm: A Funkfeuer Node in the Stadtwerkstatt Turm, solar powered since 2008, servus Archive, *https://core.servus.at/de/projekt/solar-wlan-turm/ber-das-projekt-solar-wlan-turm*
18. Omelette #43, prototype of a chaotic system. Davide Bevilacqua, Sebastian Six, Giacomo Piazzi, 2022, Foto: Aghite Pavan
19. Non Existing Nature, The Pond, Davide Bevilacqua, Camping with Computers, 2023, Foto: Sara Piñeros Cortés
20. earth 2020: earth iatsld amro2020 1 20140524 20160525, Video, creation of the water vapour of the earth, Produced by Infolab/ Franz XAVER, 2020. *https://vimeo.com/420216867*, BONUS Text Fragment »The Fictions of Iconic Earth Images, and the Possibilities of Sound – Emil Flatø«, *https://a-nourishing-network.radical-openness.org/zugzwang-or-the-compulsion-to-find-a-common-baseline-in-sound.html*
21. Mycelium Network Society: Martin Howse, Radio Mycelium platform, 2018 + *http://1010.co.uk/org/radiomycelium.html*
22. The Damaged Earth Catalog, a collection of community, restorative, feminist and non extractive computer practices. *https://damaged.bleu255.com/* Text: A Pluriverse of Local Worlds: A Review of Computing within Limits–Related Terminology and Practices by Marloes de Valk *https://www.bakonline.org/prospections/a-pluriverse-of-local-worlds-a-review-of-computing-within-limits-related-terminology-and-practices/*



All Threads so far: redthread.stwst.at

Escaping the casual dystopia

Permacomputing is one of the topics the network initiative servus.at currently focuses on. *Ola Bonate* gives us an introduction to the term and its concept.

For various editions of the Research Lab »Art Meets Radical Openness« – a series of labs organized by the network initiative *servus.at* – artists from the AMRO community explore several layers of (un)sustainability of the computational infrastructure. In the 2023 RL we research a recent, interesting concept: *permacomputing*. The term is developed and researched by a group of artists gathering around the permacomputing wiki (*permacomputing.net*), which is hosted within the servus.at *Artist Run Data Center* instance. This article is also a preparation for the 2024 AMRO Festival.

Most of us have a drawer, a box, a bag filled with unused cables and old pieces of tech that we feel bad about throwing away. It's probably tucked away and rarely looked into – honestly, not often enough to keep it. Yet, it stays there for years. Something about throwing away a perfectly fine cable feels bad. What is that feeling exactly, and how can we adress it based on the ideas and principles of permacomputing?

By now, we all have been hearing about the overabundance of practically everything, and here appears the real paradox: we are seeing a constant influx of novelty and yet not being able to hold, enjoy and process the objects and experiences they provide. After all, the new one is constantly »just around the corner«. In the business of computation, this turnover has been happening for a long while, but just recently, once it started to intrude in our lives, we started to notice it.

We are perpetually wired. Dependent on constant connectivity, we lead professional and personal lives with the mediation from network providers that are desperate to keep us entrenched in their services. We attempt digital detoxes, meditations, and mindfulness courses to cope with it. I myself have an app that I pay for to minimize distractions and simplify the interface of my smartphone. It helps to direct my focus temporarily but works more like a bandaid than a cure. We can try to minimize the impact of the digital on our sanity, but the network that supports this constant connection keeps growing, reinforcing our dependency. This imbalanced relationship to technology also manifests in the material aspects of tech and its impact on our environment. Its effects stretch beyond well-being and are now affecting the entirety of our ecosystem. Whether it is by extracting insane amounts of natural resources to produce new devices or polluting the atmosphere to run the infrastructure that sustains it, we are putting pressure on the entire ecosystem. Since we are a part of it, looking away won't ease the growing climate anxiety. Just like hiding that box of cables away from your sight does not make it disappear. Instead, by slowly untangling this mess of cables, we could reveal a whole ecosystem of dependencies, one in which your small collection of old devices is just a representative of a larger issue, dropped on us by tech giants. Sure, we are not about to solve all these issues in this article, but I want to take this opportunity to unpack some of it and introduce you to permacomputing as a »radically, slightly more sustainable« (*https://permacomputing.net/*) approach to computation and an alternative to regain some agency in your own digitally mediated world.

How are permacomputing and its principles an answer to this anxiety?

In 2020 Viznut a.k.a. Ville-Matias Heikkilä proposed the concept of permacomputing inspired by permaculture's approach to the natural environment. Permaculture is creating regenerative human habitats by adopting patterns and relationships found in nature. Though we cannot directly translate that to computing, since »computation is inherently extractivist« and by design, it relies on sourcing raw materials to continue to exist, there is still an attitude change that can be inspired by permaculture. While the latter focuses on understanding already existing natural cycles and working in tune with them, in permacomputing this translates to reimagining digital practices and shifting a collective mindset to begin regarding resources needed to build, run and maintain digital infrastructure and its components as finite and, above all, precious. That also means rethinking how we design our devices in the first place. We can ensure their usefulness in the larger ecosystem by creating components that can adapt or at least be reused in new ways once their original purpose runs its course. Such approach will further minimize e-waste and ensure resilience, breaking the cycle of wastefulness.

In nature, everything is interdependent, and these interdependencies tend to strengthen the whole. In technology, however, large dependency networks and »diversity of options« often make the system more fragile. Civilization should, therefore, try to find ways of making technological dependencies work more like those in nature, as well as ways of embracing technological diversity in fruitful ways.

Where do we start, and is it going to be painful? Probably. It is, therefore, helpful to look back and examine why and how we found ourselves in this situation to begin with. As Viznut explains:

»Over the last few hundred years of human civilization, there has been a dramatic increase in the consumption of artificially produced energy. In the overarching story, this is often equated with 'progress'.

In the computer world, this phenomenon gets multiplied by itself: 'progress' facilitates ever greater densities of data storage and digital logic, thus dramatically exploding the availability of computing resources. However, the abundance has also caused an equivalent explosion in wastefulness, which shows in things like mindblowingly ridiculous hardware requirements for even quite trivial tasks.«[1]

Having to strive for said progress while simultaneously bearing witness to the impact of wasteful practices for our environment has left us in a state that I would describe as *casual dystopia*. We can no longer look away from the consequences of tech overproduction manifesting in the environment we inhabit. Yet, we are expected to live healthy, productive and, above all, efficient lives – fostered by the very same technology that undermines it. If we consider this situation, this clash might seem maddening. As I mentioned, disconnecting is not an option and going back is unrealistic. So, how to remain hopeful? An alternative approach is to turn towards each other and, like Viznut suggests, rely (once again) on human ingenuity:

»What makes permacultural philosophy particularly appealing (to me) is that it does not advocate 'going back in time' despite advocating a dramatic decrease in use of artificial energy. Instead, it trusts in human ingenuity in finding clever hacks for turning problems into solutions, competition into co-operation, waste into resources.«[2]

The point and philosophy behind permacomputing is thus not to revert, unplug, or meditate on the issue but rather to actively correct the course in a collective way. This can be done in small steps, and there are some of the permacomputing principles you will find helpful to start with.[3]

For those who care to tinker, this might mean referring to the permacomputing principle of »Care for the Chips«, embracing repairs and maintenance of already existing technology. One can consider time-sharing devices with your neighbors, avoiding buying new ones. This principle can also manifest itself by, for example, adapting your old computer to serve as a local storage or even a server for small-scale web self-hosting. Some members of the permacomputing community held a workshop on how to adapt your old (in some cases, almost ancient) computers to start exploring the practice of self-hosting.[4] But self-hosting is not for everyone. Quite a few people admitted to me that »it can be annoying and frustrating to keep your mini server alive,« and this practice sometimes requires almost monk-like patience when things go wrong – which is almost guaranteed. In contrast to large data centers, which often brag about being fail-proof almost 99.99% of the time (at the cost of insane energy use), it looks like self-hosting is most definitely less convenient. In this case, services like *servus.at* might provide a middle ground. As a cultural data center that operates on a small scale (in comparison to large data centers), it provides its users with an alternative to centralized services. In line with principles of permacomputing like *Amplifying Awareness* and *Expose Everything*, cultural data centers as servus.at can extend their work beyond hosting needs and provide their users with the understanding of implications and inner workings of their own network. Choosing where to host your work is one thing, but going further, you might start considering how much of your digital activity needs to be hosted to begin with. Suppose you are up for the challenge of the *Keeping It Small* principle. You might want to explore ways of communicating your practice without overly relying on heavily overproduced pieces of media in return, saving storage and, subsequently, energy. This also means ensuring that your work (whether code-based or not) remains explainable on a human scale, with a focus on comprehensibility first.
To *Build on Solid* ground means avoiding placing all your bets on software that can become obsolete in the process, stunting your practice. This also implies working towards decentralization and reliance on systems designed for a possible scenario in which access to the network is not always a given. And these are just some examples of how you can practice permacomputing in your life. Even if you are not a very technical person, you can still use permacomputing principles to review your digital habits.

Quite honestly, there is a big chance that applying all permacomputing principles will cause some frictions in your life. Choosing to step out of the mainstream software or hardware options, you will notice how uncomfortable and infuriating it can be at times. Here, it is important to recall the paradox I have mentioned before. The digital ecosystem was supposedly designed to work for us, make our lives easier, and make any tasks we encounter manageable. Instead, manufactured efficiency ended up polluting our lives with physical and mental waste, making us feel perpetually exhausted and complicit in destructive practices on an environmental scale. Either way, you will not find solace in this casual dystopia, and the burdens of our digital consumption will spill over into your life eventually. Whether it is with one or more permacomputing principles applied, facing some initial obstacles might actually be healing. Efficiency and seamlessness are the shiny packaging applied by profit-driven companies aiming to sell you yet another device. That exact strategy led us to where we are today. Untangling the box of cables, old phones and dusty laptops to appreciate and perhaps even repurpose some of them might just be the step towards the collective therapy we need today.

---

[1] http://viznut.fi/texts-en/permacomputing.html
[2] Ibid.
[3] https://permacomputing.net/
[4] https://www.fiber-space.nl/the-cloud-is-just-my-old-computer/

Ola Bonati is a researcher and storyteller working on topics exploring concepts such as digital monopolies, platform labor, implications of AI used in policing, digital habits, various meme vernaculars, and more. She has an experience in the field of New Media Design and Digital Transformation, a combination of which she uses in her practice.
https://olabonati.com/

STADTWERKSTATT VERANSTALTUNGEN DEZ/JAN/FEB

Fr. 01.12.23 :: 20:00
Intra, Coperniquo, One Last glance — rock

Sa. 02.12.23 :: 22:00
BLVZE IV — grime, bass, dub

Do. 07.12.23 :: 17:30
Sample As That — sample, beat, spiel & spaß

Fr. 08.12.23 :: 20:30
Crime & the City Solution — art, indie, punk

Sa. 09.12.23 :: 20:30
Culk, Laundromat Chicks — post punk

Do. 14.12.23 :: 20:30
Rainer Von Vielen — pop

Fr. 15.12.23 :: 22:00
Jamaican Rum Night — dancehall, hip hop, reggae

Sa. 16.12.23 :: 22:00
Table Top Shot — techno

Do. 21.12.23 :: 20:00
turn I table I tennis

Fr. 22.12.23 :: 22:00
Jesolo Project — 80s, trash

Fr. 05.01.24 :: 22:00
Fireclath — dancehall, reggae, hiphop

Sa. 13.01.24 :: 20:30
Heavy Preachers Club, Sunstain, The Sober Company — rock, stoner rock

Sa. 20.01.24 :: 21:00
Skero & BumBumKunst — hiphop, rap

Sa. 27.01.24 :: 20:00
Outbreak — metal

Sa. 03.02.24 :: 19:00
Wurst Vom Hund Ball — ball, party, soli

Fr. 09.02.24 :: 20:00
Pascow — punk

Sa. 17.02.24 :: 22:00
Table Top Shot — techno

Aktuelle Infos auf club.stwst.at
Kunstevents auf events.stwst.at

Impressum versorgerin Nr. 0140 / dezember 2023 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . e-mail: versorgerin@servus.at . web: versorgerin.stwst.at . redaktion: astrid benzer, tanja brandmayr, claus harringer, kurt holzinger, paul schuberth, franz xaver . cover: stwst . layout: astrid benzer, astrid.benzer@liwest.at . basislayout/entwurf: us(c)hi reiter . anzeigen: versorgerin@stwst.at . auflage: 8.000 stück . druck: oön druckzentrum gmbh & co kg . **RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENGASSE 4, 4040 LINZ**